

Fachzeitschrift für industrielle Formgestaltung DDR 5.- M

# form+zweck



form+zweck  
erscheint sechsmal jährlich  
Heftpreis DE 5 Mark  
Jahresabonnement DDR 30 Mark

Veröffentlicht unter der Lizenz-Nr. 1566  
des Presseamtes beim Vorsitzenden des  
Ministerrates der DDR

Printed in the German Democratic Republic  
Klischees, Satz und Druck:  
Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft  
Dresden  
Einband:  
Messedruck Leipzig

31770 AN (EDV) 1921

Redaktionsschluß: 24. 7. 1989  
(Seiten 39-48: 1. 12. 1989)

### В номере

Дизайн в нидерландском художественном музее (2); Беседа со собирателем ван Беунинген (8); Размышления об основах изучения в связи с педагогической концепцией Лотара Цитсмана (11); Обучение работников рекреационной службы на предприятии (17); Приз меценатов за изделия из декоративного фарфора, выполненных в стиле дизайна (20); Коммунальный дизайн для города Дессау — проект Баухауса (23); Проектировщики, архитекторы, художники вносят различные предложения по реконструкции старой части их города — инициатива жителей Шверина (28); 10 тезисов к экологическому строительству (34)

### Подписка

Заказы на журнал принимаются: в социалистических странах в соответствующих почтовых отделениях; во всех остальных странах в международной книготорговле, через фирму Buchexport, Volkseigener Außenhandelsbetrieb der DDR, DDR-7010 Leipzig, Leninstraße 16. Цены указаны в каталогах фирмы.

Право издания текстов и иллюстраций у авторов

### Abbildungen:

Archiv Museum Boymans-van Beuningen, Rotterdam (6) S. 4, 5, 10; Nicolaus Becker, Berlin (4) 3. Umschlagseite; Bernd Borchardt, Berlin (2) 4. Umschlagseite; Tom Haartsen, Ouderkerk/Niederlande (7) S. 4, 7, 8; Thomas Helms, Schwerin (1) S. 28; Detlev Klose, Schwerin (1) S. 28; Jannes Linders, Rotterdam/Niederlande (3) S. 2, 6; Gernot Minke, Kassel/BRD (5) S. 34, 35, 38; Andreas Petzold, Berlin (7) S. 20, 21, 22; Andreas Stirl, Berlin (9) S. 17, 18, 19, 24, 26; Lothar Willmann, Berlin (1) S. 28 (Zlb/L 1482/77); Dick Wolters, Groeneduk/Niederlande (2) S. 8, 9

### Contents

Design in a Dutch museum of arts (2); conversation with the collector van Beuningen (8); reflections on the basic study by means of the pedagogic conception of Lothar Zitzmann (11); training of designers of working environment in the plant (17); design promoting prize for a decorative china (20); municipal design for the town Dessau — a project of the Bauhaus (23); designers, architects, artists make propositions for the reconstruction of the old part of their town — a citizens' action committee in Schwerin (28); 10 theses on the ecological building (34)

### Subscriptions

GDR: at all post offices; socialist countries: at postal newspaper distribution offices; all other countries: at international book and magazine shops or Buchexport, Volkseigener Außenhandelsbetrieb der DDR, DDR — 7010 Leipzig, Leninstraße 16. For rates abroad see the magazine catalogues of Buchexport.

Copyright of texts and illustrations by the authors

### Autoren in diesem Heft:

Joachim Krause, Hochschule der Künste, Berlin (West); Dr. Peter Luckner, Hochschule für industrielle Formgestaltung Halle, Burg Giebichenstein; Prof. Dr. Gernot Minke, Architekt und Berater für Bauökologie, Leiter des Forschungslabors für Experimentelles Bauen an der Gesamthochschule Kassel/BRD; Johan R. ter Molen, Stellvertretender Direktor des Museums Boymans-van Beuningen, Rotterdam/Niederlande; Ulrike Pappenfuß, Diplomformgestalterin, VEB Porzellanwerke „Weimar-Porzellan“; Angelika Petruschat, Fachredakteurin form+zweck; Dr. Elard Sieg, Hochschule für industrielle Formgestaltung Halle, Burg Giebichenstein; Dr. Olaf Weber, Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar; Helga Wetzel, Architektin, Berlin

### Contenu

Design dans un musée des arts néerlandais (2); conversation avec le collectionneur van Beuningen (8); réflexions aux études fondamentales au conception pédagogique de Lothar Zitzmann (11); l'instruction des designers d'environnement du travail dans l'usine (17); prix d'avancement de design pour une porcelaine decorative (20); design communal pour la ville Dessau — un projet du Bauhaus (23); des designers, des architectes, des artistes font des propositions pour la reconstitution de leur cité — une initiative populaire à Schwerin (28); 10 thèses à la construction écologique (34)

### Abonnements

RDA: tous les bureaux de poste  
Pays socialistes: service postal de distributions des journaux. Autres pays: librairies internationales ou Buchexport, Volkseigener Außenhandelsbetrieb der DDR, DDR — 7010 Leipzig, Leninstraße 16. Prix d'abonnement à l'étranger indiqués dans les catalogues de Buchexport.

Tous droits de reproduction réservés aux auteurs



Herausgegeben  
vom Amt für  
industrielle Formgestaltung  
Heft 6/1989  
21. Jahrgang  
Berlin

# form+zweck

Fachzeitschrift für industrielle Formgestaltung

## 6'89 Inhalt

Johan R. ter Molen H. J. E. van Beuningen (Gespräch)	2	Design im Kunstmuseum Der Sammler van Beuningen
Elard Sieg	8	Pädagogisches Konzept
Peter Luckner	11	Ausbildung im Betrieb
Ulrike Papenfuß	17	Dekoratives Porzellan
Angelika Petruschat	20	Wechselschritte
Helga Wetzell	23	Werte – Widersprüche – Alternativen
Gernot Minke	28	Das natürliche Haus
	34	

Titel: Christine Koch

Redaktion:  
Annette Musiolek (amt. Chefredakteur)  
Angelika Petruschat (stellv. Chefredakteur)  
Norbert Schnöde (Fachredakteur)  
Barbara Mischke (Redaktionssekretär)  
Christine Koch (Grafiker)  
Martina Tontschew (Redaktionssekretärin)

Redaktionsbeirat:  
Martin Kelm (Vorsitzender), Michael Blank (Vertr. des Herausgebers), Karl-Heinz Burmeister, Lutz Gelbert, Günter Höhne, Wilfried Karger, Winfried Klemmt, Günter Knobloch, Horst Oehleke, Gerhard Oehmig, Manfred Queißer, Fred Staufenbiel

Tel. 2 00 09 57  
Postanschrift:  
Amt für industrielle Formgestaltung  
Redaktion form+zweck  
Breite Straße 11  
DDR – Berlin 1020

Korrespondenten:  
Alexander L. Dishur, Moskau  
Herbert Dubins, Riga  
Wolfgang Kil, Berlin  
Barbara Köpplová, Prag  
Claude Schnaidt, Paris



# Design im Kunstmuseum

Johan R. ter Molen, Rotterdam

Staatliche Designförderung wird in den Niederlanden nicht in dem Sinne und auch nicht in dem Umfang betrieben wie in anderen industriell hochentwickelten Ländern Europas. Neben dem Berufsverband Kio und der seit den achtziger Jahren aktiven Stiftung ioN. (siehe form+zweck 5/89) sind es traditionell vor allem private und staatliche Museen, die sich der Sammlung, Erforschung und Präsentation historischer und zeitgenössischer Produkte widmen. Unter ihnen ragen das Museum Boymans-van Beuningen in Rotterdam, das Stedelijk-Museum in Amsterdam und das Textilmuseum in Tilburg heraus. Die folgenden beiden Beiträge stellen das Rotterdamer Museum und seine Tätigkeit – die durchaus eine aktiv in aktuelle Designprozesse eingreifende ist – vor.

Unter den Sammelgebieten des Museums Boymans-van Beuningen in Rotterdam ist die Designkollektion ein noch junger Bestandteil, ein relativ neues Terrain. Dennoch ist sie kein Fremdkörper, sondern die logische Folge bereits früher eingeschlagener Wege des Museums.

Das Museum Boymans wurde 1849 im sogenannten Schielandshaus, einem aus dem siebzehnten Jahrhundert stammenden ehemaligen Regierungsgebäude, gegründet. Die Basis des Museumsbestandes bildete die als Vermächtnis überlassene Gemäldekollektion des kurz zuvor in Utrecht verstorbenen Sammlers F. J. O. Boymans. Bis zum Beginn unseres Jahrhunderts hatte die Einrichtung kaum mehr als lokale Bedeutung, zumal 1864 Teile der Boymanssammlung einem Brand zum Opfer fielen.

Durch das starke Wachsen des Rotterdamer Hafens entwickelte sich um 1900 auch ein neues Handels- und Schiff-

fahrtsmäzenatentum. Unter den wohlhabenden Kunstliebhabern in diesen Kreisen fanden sich Personen, die dem Museum größere Geldsummen für Ankäufe spendeten oder ihm aus eigenem Besitz stammende Kunstwerke vermachten. Das erforderte bald den Bau eines neuen Museumskomplexes, der 1935 am Rande der Innenstadt eröffnet wurde und mit dem die nationale und internationale Ausstrahlung des Hauses in eine neue Etappe trat. Nachdem 1958 auch die berühmte Kunstsammlung D. G. van Beunings hinzugefügt wurde, gab es sich den Namen Museum Boymans-van Beuningen und nimmt sich seither, über seine Tradition der Sammlung Alter Meister hinaus, verstärkt auch der Werke des 20. Jahrhunderts, besonders zeitgenössischer Künstler, an.

Das Sammeln von Gebrauchsgut Es nahm mit der Aufnahme von Kunsthandwerk seinen Anfang, als 1910 der





Rotterdam Dr. van Rijckevorsel dem Museum seine umfangreiche Gläser-sammlung schenkte. Das reiche Dekor auf hohem künstlerischen Niveau, oft grafischen Vorbildern entlehnt, zitierte sozusagen den Anschluß dieses Sammelgebietes an die bislang im Zentrum stehende bildende Kunst. Als bald gesellten sich Kunsthandwerksobjekte von besonderer Kostbarkeit hinzu, so zahlreiche Arbeiten von Künstlern und aus Ateliers der Jahrhundertwende, die Hervorragendes in der Fertigung von Glas- und Keramikunikaten leisteten, wie Glas aus den Ateliers von Daum und Gallé in Nancy und Keramik des Niederländers Bert Nienhuis. Besonders nach dem zweiten Weltkrieg hat das Museum dann viele junge Keramiker und Glaskünstler des In- und Auslandes unterstützt, indem es ihre Arbeiten ankauft und sie über Ausstellungen einer breiten Öffentlichkeit vorstellte.

Wiesen all diese Arbeiten noch eine enge Verwandtschaft zur bildenden Kunst und damit zum traditionellen Sammelgebiet des Museums aus, so orientierte sich die Museumsleitung mit den fünfziger Jahren langsam, aber zielstrebig auf eine andere Richtung. Neben der kunsthandwerklichen Meisterschaft erlangte auch der funktionale Aspekt immer größere Aufmerksamkeit. Einen Markstein dabei stellte der Ankauf der umfangreichen Zinnkollektion von A. J. G. Verster 1955 dar. Auch die zahlreichen spätmittelalterlichen Gebrauchsgegenstände aus Kupfer, Bronze und Zinn der Kollektion J. W. Frederiks, die in den sechziger Jahren in das Museum gelangten, prägten das entstehende neue Bild. Dennoch hatte es lediglich ergänzenden Charakter im Museumsbestand – bis vor etwa zehn Jahren die gigantische Kollektion Van Beuningen-de Vriese als Geschenk übergeben wurde. Diese vornehmlich aus Bodenfunden zusammengestellte Übersicht umfaßt zirka 5000 keramische Gebrauchsgegenstände, Hausrat aus anderen Materialien, wie Holz, Glas, Bein und Metall. Zusammen mit den vorgenannten Kollektionen aus Zinn und Bronze bietet das alles zusammen eine einmalige Gelegenheit, das Lebensmilieu des Westeuropäers vom Mittelalter bis zum Aufkommen der Industrialisierung zu studieren.

So wie alle Sammlungsgebiete des Museums Boymans-van Beuningen eine historische Entwicklung von Anbeginn bis zum heutigen Tag repräsentieren, verkörpert auch das handwerklich gefertigte Gebrauchsgut Etappen auf dem Weg zum industriellen Produkt des 19. und 20. Jahrhunderts. Dieses fand ebenfalls bereits früher Eingang in die Bestände. So hatte das Museum schon über einige Jahrzehnte hinweg Serierglas gesammelt, das vor allem zwischen 1916 und 1950 in der Glasfabrik Leerdam produziert wurde. Anlaß für diese Sammlung in einem Kunstmuseum wie dem unseren war zunächst, daß einige Gestalter dieser Serien bereits früher als Glaskünstler ausgewiesen und im Fundus vertreten waren. Hinzu kam die Tatsache, daß die Glasfabrik Leerdam in jener Periode auch einige niederländische Architekten, wie Bazel oder Berlage, beauftragt hatte, gute Formen für Gebrauchsglas zu entwerfen.

Diese Kollektion sowie die bereits geschilderten anderen riefen nachgerade dazu auf, die Ankaufspolitik des Museums auch auf eine chronologische Fortsetzung des Erwerbs von Gebrauchsgegenständen hin zu überdenken. Infolgedessen wurden in ziemlich breitem Maße industriell gefertigte Services und anderer Hausrat aus Glas, Keramik, Kunststoff und Metall erworben, wobei die künstlerische Qualität des Entwurfs und seine Neuartigkeit bestimmender Maßstab für den Ankauf waren. Als Beispiele für solche Erwerbungen aus den letzten Jahren seien genannt: Service aus hitzebeständigem Glas von Wilhelm Wagenfeld und Heinrich Löffelhardt, Keramikservice aus den Ateliers berühmter Gestalter für Hersteller, wie Rosenthal, Arzberg oder Royal Copenhagen, Metallservicebestandteile oder Bestecke von Christopher Dresser, Joseph Hoffmann und Arne Jacobsen, elektrische Haushaltgeräte von AEG und Braun. Beim Verfolgen einer historischen Linie der Haushaltgegenstände sollte es aber nicht bleiben, sie allein konnten nicht für eine museale Designkollektion stehen, und es wurden weitere Ausgangspunkte für eine solche Sammlung gesucht, die dem Anspruch einer internationalen Basiskollektion gerecht würden. So fanden und finden Industrieprodukte Aufnahme, die als charakteristisch für

internationale Strömungen des 19. und 20. Jahrhunderts gelten können oder maßgebliche Gestalter und Ateliers vertreten, wie die Wiener Werkstätten, Peter Behrens, Alvar Aalto und Charles Eames.

Nun sind wir allerdings in den Niederlanden mit dem „Problem“ konfrontiert, daß es hier eine nicht geringe Anzahl von Museen gibt, die sich dem Sammeln von Design widmen, gerade was zeitgenössische Produkte betrifft. Es gilt also, sich untereinander abzustimmen, um zufällige, aber vielleicht später einmal irreparable Disproportionen im gesamten nationalen Museumsfundus zu vermeiden. Infolge solcher intermusealer Absprachen entschloß sich das Museum Boymans-van Beuningen, künftig vor allem die neuesten Entwicklungen auf dem Gebiet der Freizeit- und Arbeitsumweltgestaltung zu verfolgen. Eine andere Seite dieser Übereinkünfte ist die, daß man sich gegenseitig bei geplanten Ausstellungen mit Leihgaben unterstützt.

Zum Thema Freizeit haben wir nun begonnen, besonders Sport- und Spielartikel zu erfassen, die besonders Bemerkenswertes in der Formgestaltung und Materialanwendung signalisieren. Außerdem wurde der Anfang für eine Sammlung gemacht, die die Entwicklung von Rundfunk, Fernsehen und anderen Audio-Apparaturen verfolgt. Beim Themenkomplex Arbeitsumweltgestaltung sind für uns die Innovationen bei Büroeinrichtungen von besonderem Interesse. Hier wird langsam, aber sicher eine breite internationale Sammlung von Büromöbeln aufgebaut, die auch entsprechende Accessoires, Rechengenäte und Computer umfaßt. So ist schon eine ziemlich umfangreiche Sammlung von Olivetti-Produkten zusammengekommen, darunter Entwürfe von Mario Bellini.

#### Ausstellungshöhepunkte

Sammlungs- und Forschungsergebnisse auf dem Gebiet des Designs fanden in den letzten Jahren außer in der ständigen Präsentation auch durch befristete Ausstellungen des Museums öffentliche Resonanz. Dazu zählten die große Jean-Prouvé-Ausstellung 1981 anlässlich der Verleihung des Erasmus-Preises an den inzwischen verstorbenen großen französischen Konstrukteur und





2



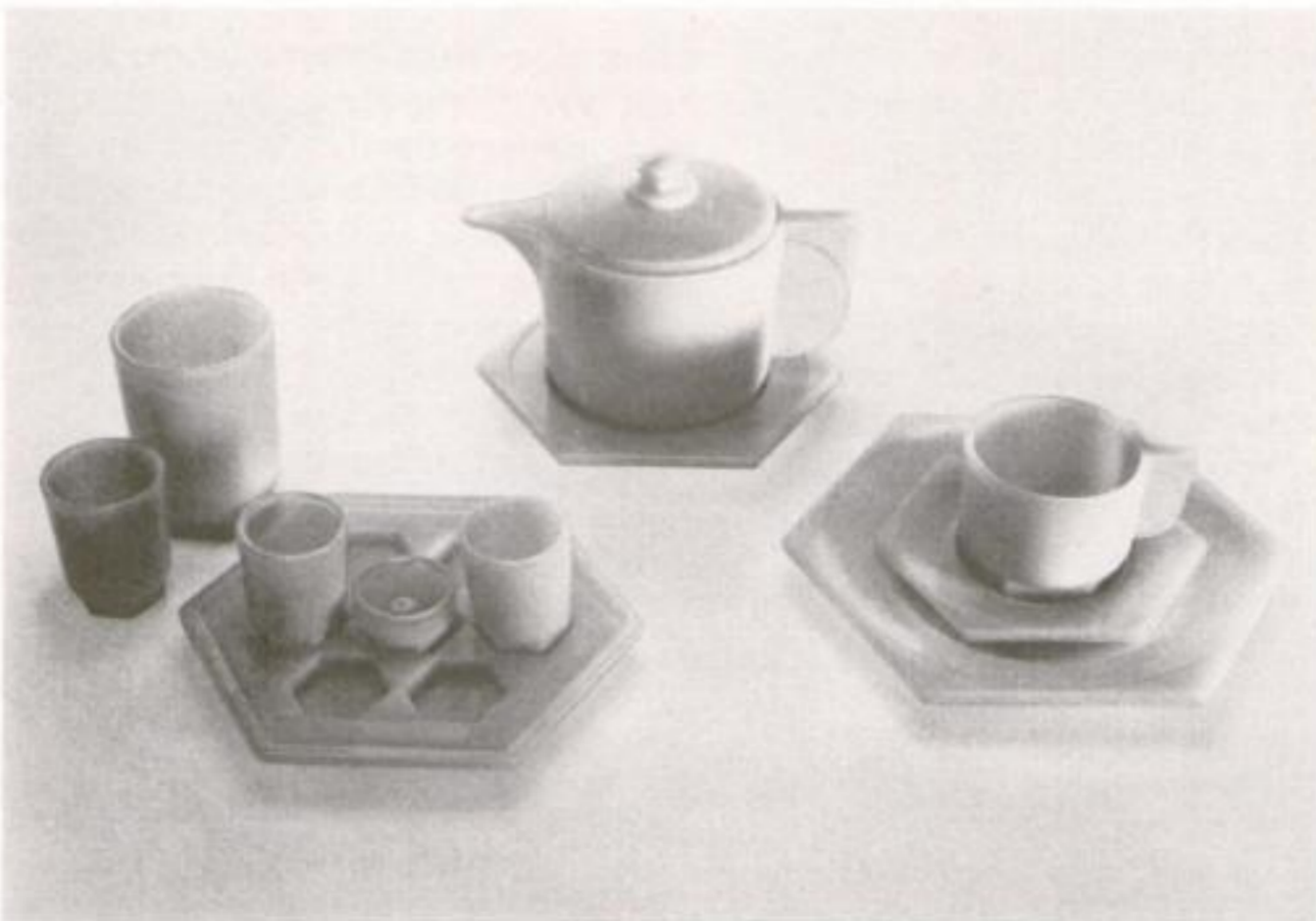
3



4

Architekten und im gleichen Jahr eine umfassende Bakelit-Ausstellung mit zahlreichen Gegenständen aus der berühmten Kollektion Becht.

Ein Höhepunkt in dieser neueren Ausstellungstätigkeit auf dem Gebiet des Designs war 1987 die Beteiligung auch unseres Museums an den Gemeinschaftsunternehmen „Holland in Vorm“, mit dem ein möglichst umfassendes Bild der Entwicklung des Designs in den Niederlanden seit 1945 vermittelt werden sollte. Unser Anteil konzentrierte sich auf Erscheinungen des Berufslebens, namentlich wie dort das äußere Bild in wesentlichem Maße durch die Technik bestimmt wird. So belegten wir mit unseren Exponaten, wie in der Landwirtschaft und im Gartenbau neue Technologien, zum Beispiel der Einsatz von mikroelektronisch gesteuerten Klima- und anderen Anlagen in geschlos-



5



6

4



2  
Krug, Rheinland, 16. Jahrhundert, Bodenfund  
Reimerswaal aus der Kollektion Van Beuningen-  
de Vriese

3  
Wasserkessel, Niederlande, 16. Jahrhundert, Kup-  
fer und Eisen aus der Kollektion Van Beuningen-  
de Vriese

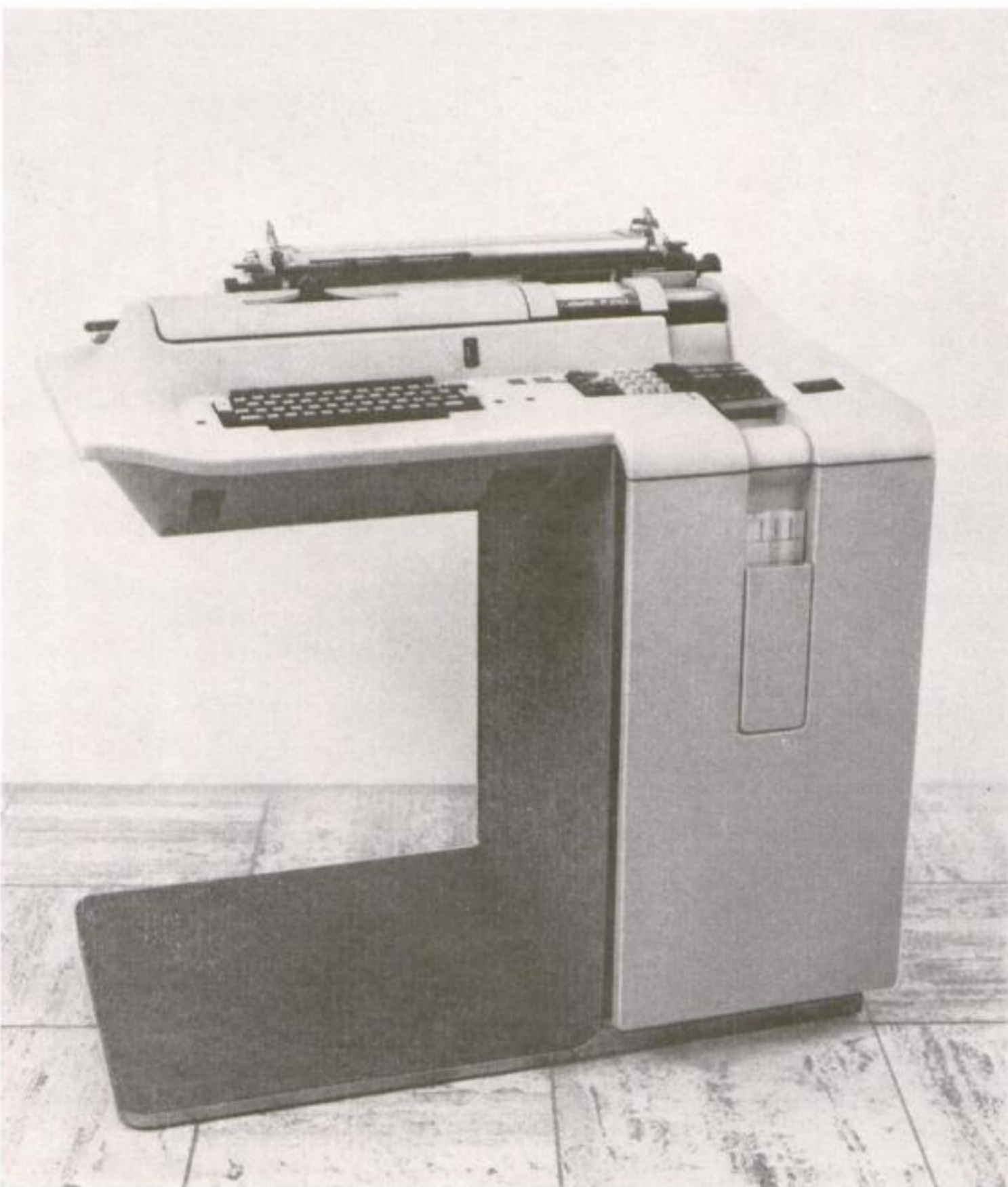
4  
„Küchenszene“, Radierung von Jacob Matham nach  
Pieter Aertsen  
Auf dem Druck sind unter anderem ein Krug  
und ein Kessel desselben Typs dargestellt, wie in  
den Abbildungen 2 und 3 gezeigt.

5  
Frühstücksservice, Preßglas  
Gestalter: H. P. Berlage, Piet Zwart, 1927  
Hersteller: N. V. Glasfabrik Leerdam, Leerdam

6  
Pokal, 1924, Glas  
Gestalter: K. P. C. de Bazel, 1924  
Hersteller: N. V. Glasfabrik Leerdam, Leerdam

7  
Service „Cylindä Line“, Metall und Holz  
Gestalter: Arne Jacobsen, 1962  
Hersteller: Stelton, Kopenhagen

8  
Buchhaltungsmaschine P 203, Metall und Kunststoff  
Gestalter: Mario Bellini, 1955/67  
Hersteller: Olivetti



senen Anbausystemen, zu neuen ästhe-  
tischen Erscheinungsformen führen –  
sogar bei verschiedenen Naturproduk-  
ten, deren Gestalt und Farbe „käufer-  
wirksam“ beeinflusst werden. Eine wich-  
tige Rolle spielte in diesem Zusammen-  
hang natürlich auch die Effizienz und  
Kultur von Verpackung. Auf dem Ge-  
biet des Verkehrswesens, das im Tran-  
sitland Niederlande traditionell eine  
bedeutende Rolle spielt, zeichneten wir  
die Produktentwicklung in Betrie-  
ben aus, die Lastkraftwagen, Flugzeu-  
ge und Kräne herstellen, auf dem me-  
dizinischen Sektor widerspiegelten wir  
besonders die Rolle der Miniaturisie-  
rung, zum Beispiel bei der Gestaltung  
von Herzschrittmachern und Hörgerä-  
ten. Auf dem Sektor der Büroausstat-  
tung belegten wir, wie die Humanisie-  
rung der Arbeitsumwelt und die Ge-  
staltung von Einrichtungssystemen Fort-  
schritte macht, und schließlich demon-  
strierten wir auch die Entwicklung der  
niederländischen Haushaltgerätech-  
nik in der Auseinandersetzung mit dem  
zunehmenden Konkurrenzdruck des  
Auslandes.

Die jüngste bemerkenswerte eigene  
Ausstellung des Museums Boymans-van  
Beuningen fand 1987 unter dem Titel  
„Sport und Design“ statt. Besonderes  
Augenmerk wurde dabei auf spezifi-  
sche Entwicklungen für neue Sportar-  
ten wie Surfen gerichtet sowie auf die  
Einführung neuer, verfeinerter Mate-  
rialien zur Professionalisierung solcher  
Sportarten. Als Beispiel unter den aus-  
gestellten Exponaten sei der Prototyp  
eines Rennrades angeführt, das im Auf-  
trag des Museums durch Aart Roelandt  
entwickelt wurde. Dieser Gestalter ent-  
wickelte bereits 1982 ein Liegefahrrad,  
das mittlerweile auch produziert wird.  
Sein neues Modell mit stark futuristi-  
schem Charakter ist in dem Kunststoff  
Keflar ausgeführt und verfügt über das  
Carin-Navigationssystem von Philips,  
integrierte Federung und verstellbaren  
Liegestand.

#### Erweiterung des Museums

All diese hier umrissenen großen Ver-  
änderungen in der Museumspolitik der  
zurückliegenden Jahre bezüglich hand-  
werklich und industriell gefertigter  
Sachzeugnisse haben natürlich beträch-  
tliche Konsequenzen für die Prä-  
sentation der Sammlungen. In der Ver-



Ausstellung „Holland in Vorm“ 1987  
Saal mit verschiedenen Bürostühlen, entworfen von niederländischen Betrieben zwischen 1953 und 1986

10  
Ausstellung „Holland in Vorm“ 1987, Saal mit (v. l. n. r.):

Lkw-Kabine „Space cab 3600“

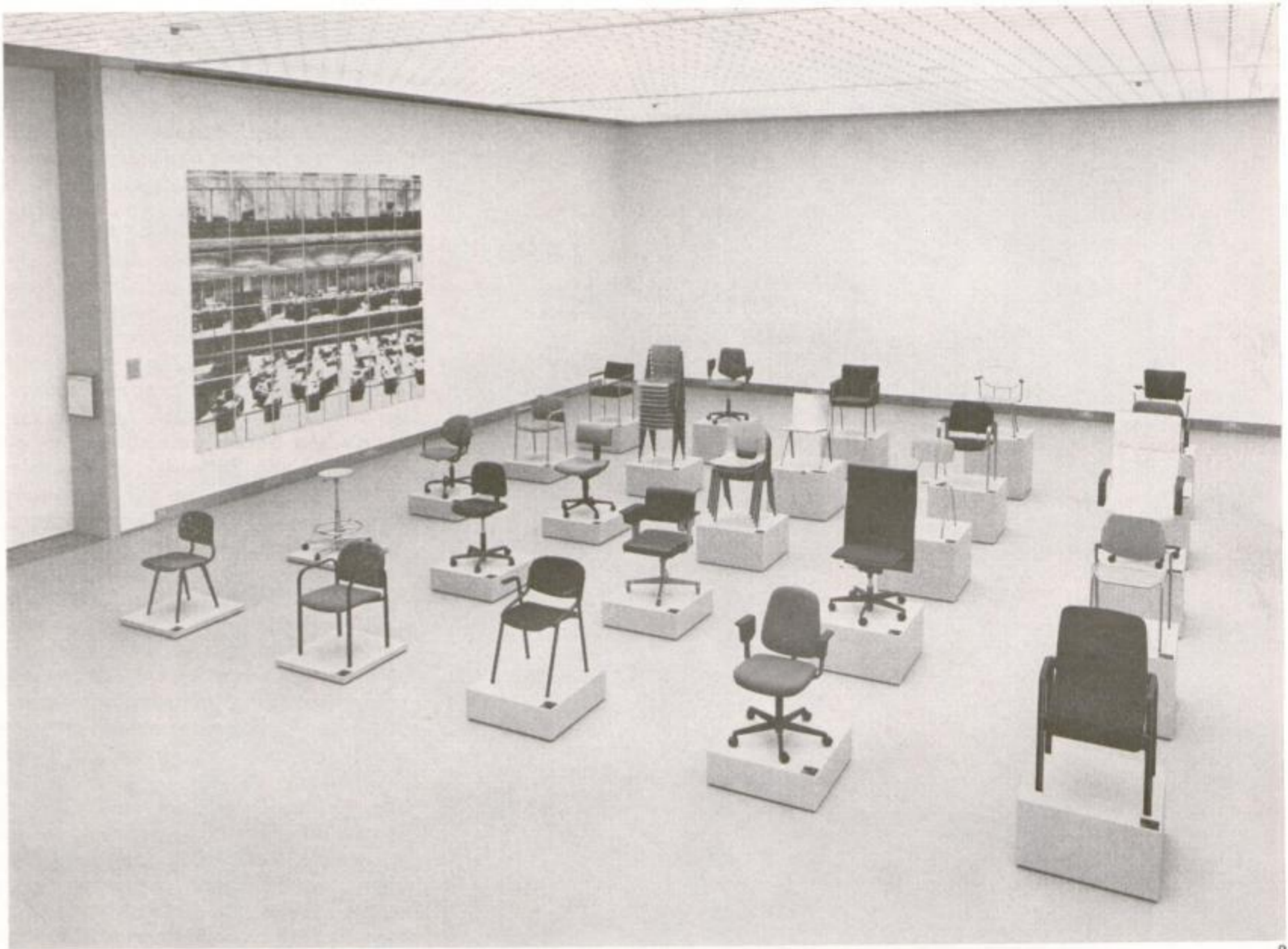
Hersteller: DAF Trucks, Eindhoven, 1984

Kunststoffrettungsboot „Hurricane“

Hersteller: Mulder & Rijke, 1980

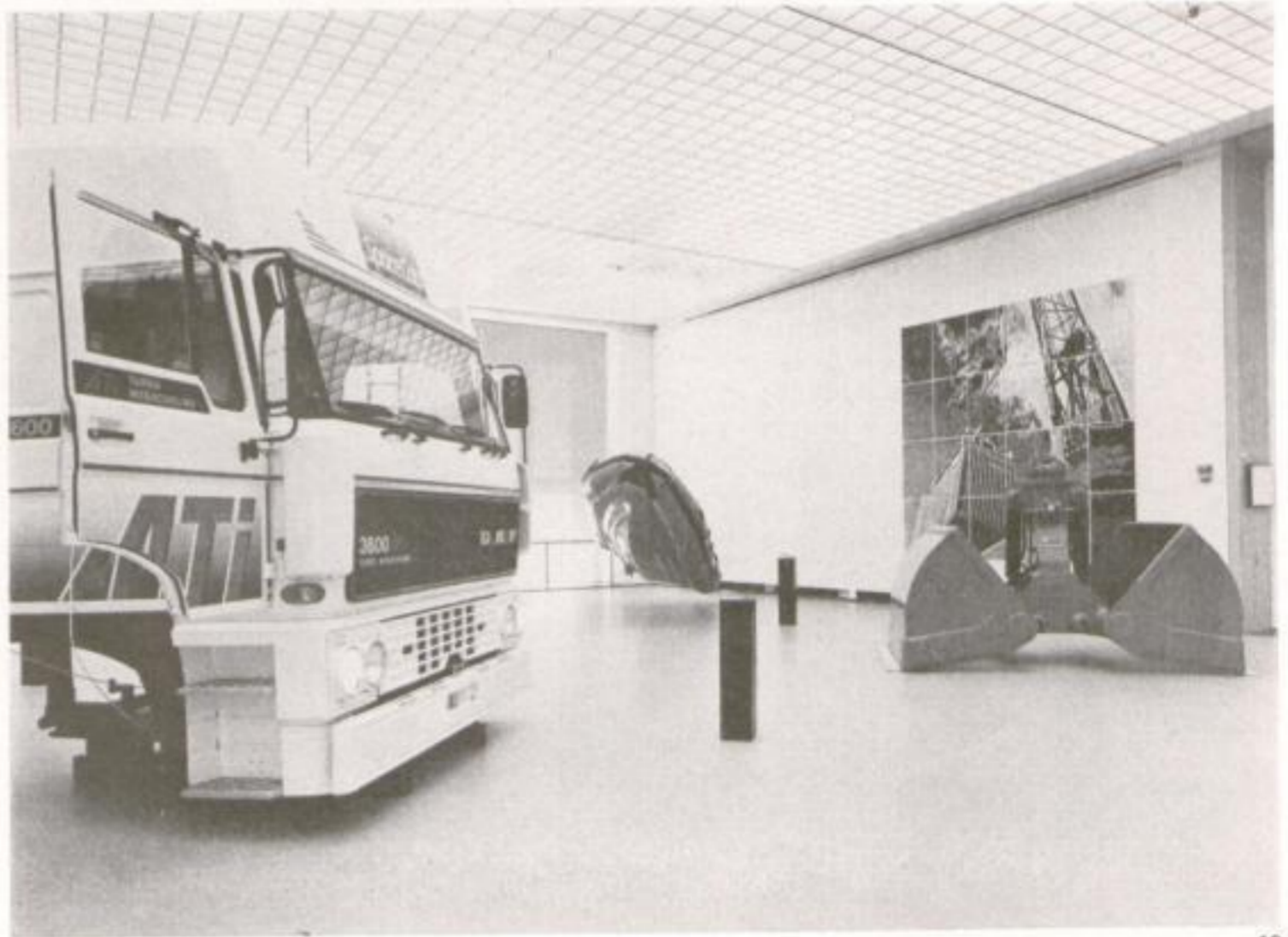
Überkopflader

Hersteller: Jurg en de Bie, De Meern, etwa 1955



9

gangenheit waren die Gegenstände mehr oder weniger nach ihrer Materialzugehörigkeit ausgestellt – etwa in einem Zinn-, Majolika- oder Silbersaal. Nach dem Erwerb der Kollektion Van Beuningen-de Vriese und dem Aufbau der Sammlung „Industrial Design“ erwies sich diese alte Ordnung als nicht mehr praktikabel. Erste Veränderungen wurden in den zurückliegenden Jahren vorgenommen, aber eine wirklich neue, sinnfällige Präsentation der Sammlungen wird in vollem Umfang erst möglich sein, wenn der beschlossene Museumsbau Ende 1990 vollendet sein wird. Er wird in Gestalt eines transparenten Pavillons im Innenhof des Museums errichtet und direkten Zugang vom Erdgeschoßsaal erhalten, in dem – ebenfalls nach völlig neuer, übersichtlicher Konzeption – die Stilentwicklungen bei Gebrauchsgegenständen vom Mittelalter bis zur Neuzeit chronologisch geordnet erschei-

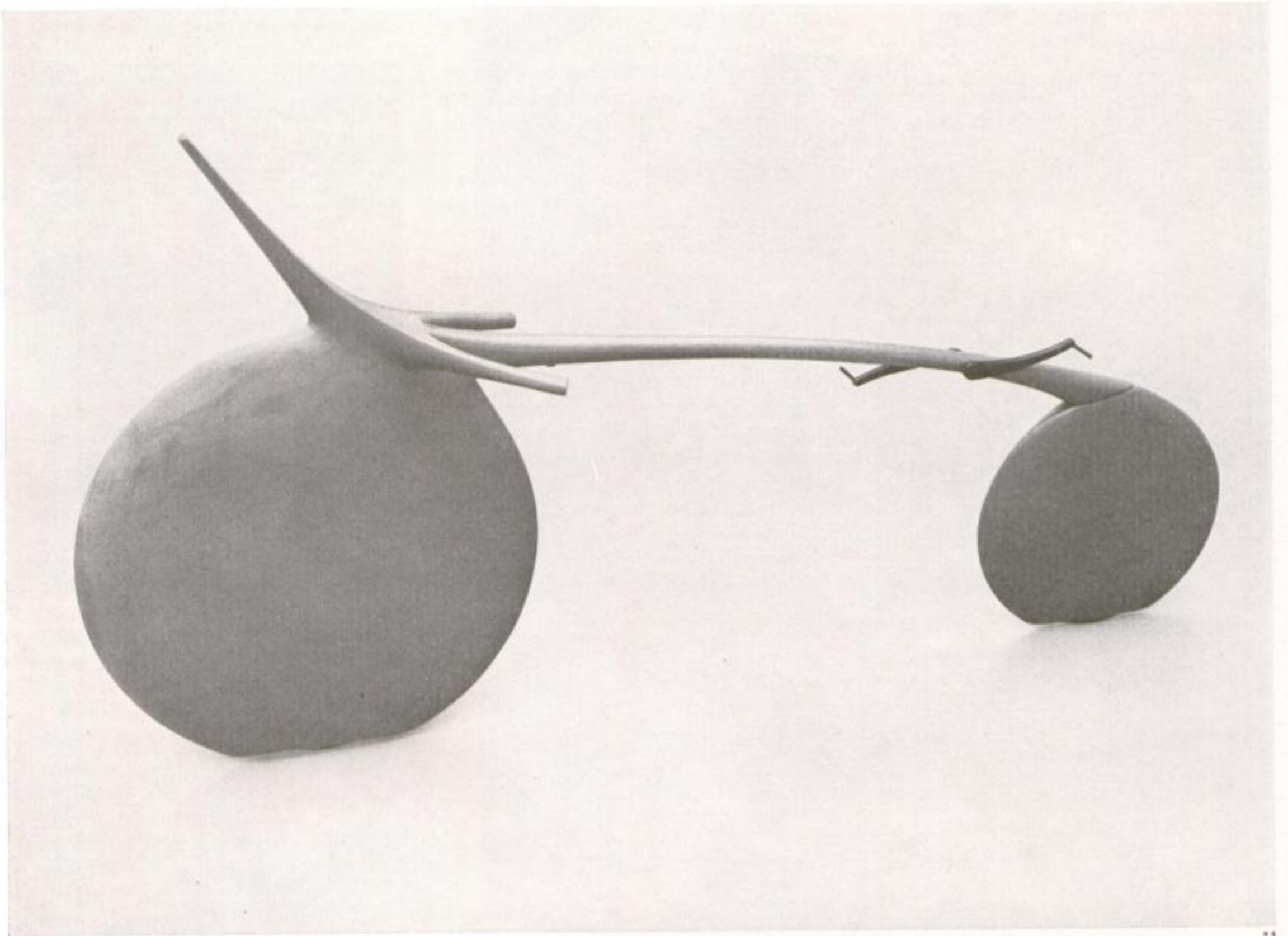


10



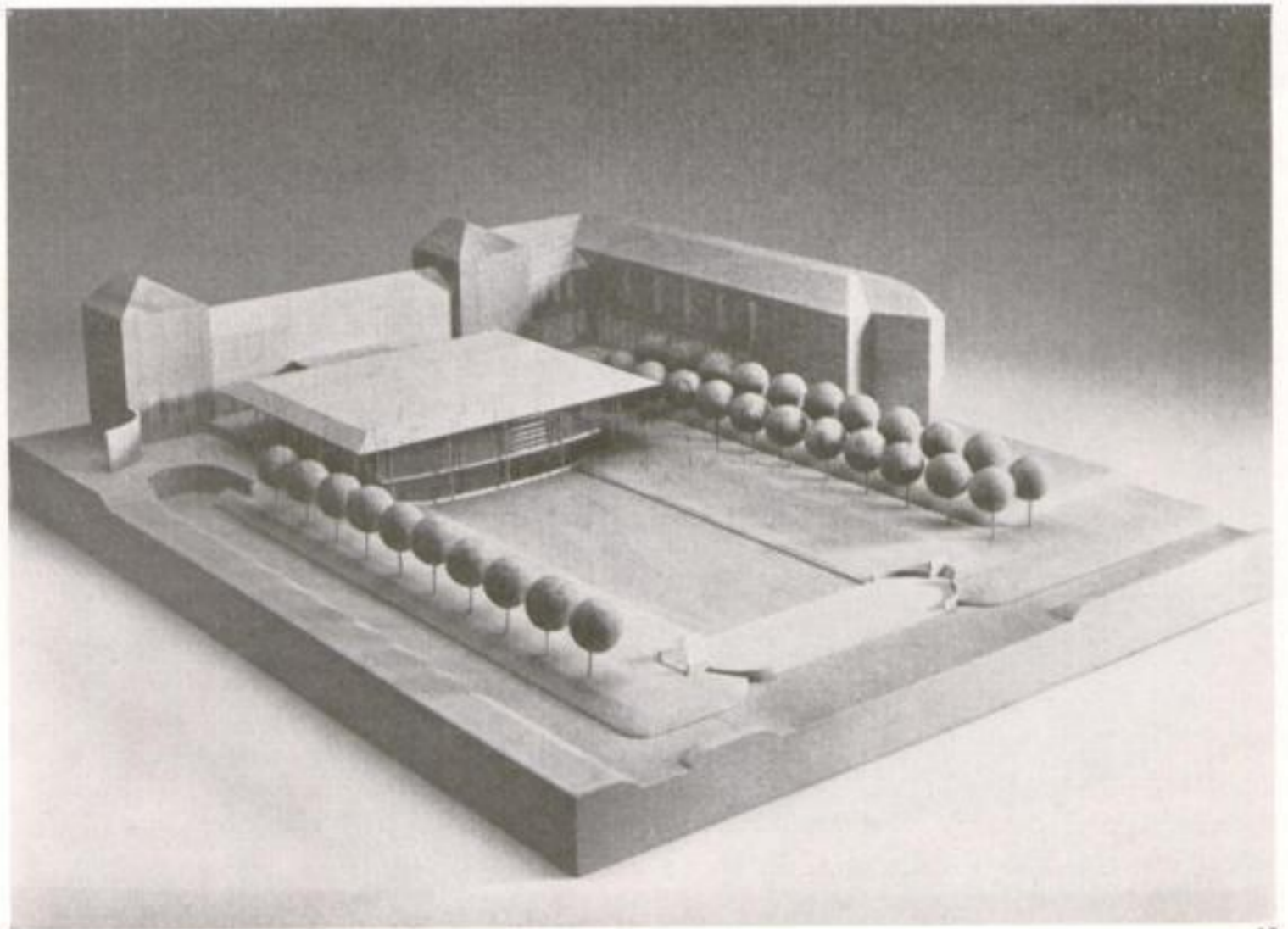
11  
Renn-Liegefahrrad, Prototyp, Kellar-Kunststoff  
Gestalter: Aert Roelandt, 1987

12  
Modell des von H. J. Henket entworfenen Pavil-  
lons, der planmäßig zwischen 1989 und 1990 auf  
der Gartenseite des Museumskomplexes Boymans-  
van Beuningen errichtet werden soll.



11

nen. Im etwa 450 Quadratmeter großen verglasten Erdgeschoß des Pavillons – auf gleichem Niveau mit dem der bereits bestehenden Säle und über einen Teich ragend – sind ein kleinerer Museumssaal, ein Depotraum und Arbeitsräume für Konservatoren untergebracht. Dieser untere Saal fungiert als öffentliche Studienkollektion, in der vor allem der Großteil der Sammlung Van Beuningen-de Vriese seinen ständigen Platz findet. Sie gibt, zusammen mit industriellen Produkten späterer Jahre, einen Überblick über die Entwicklung des Hausrates im Laufe der Jahrhunderte.



12

7

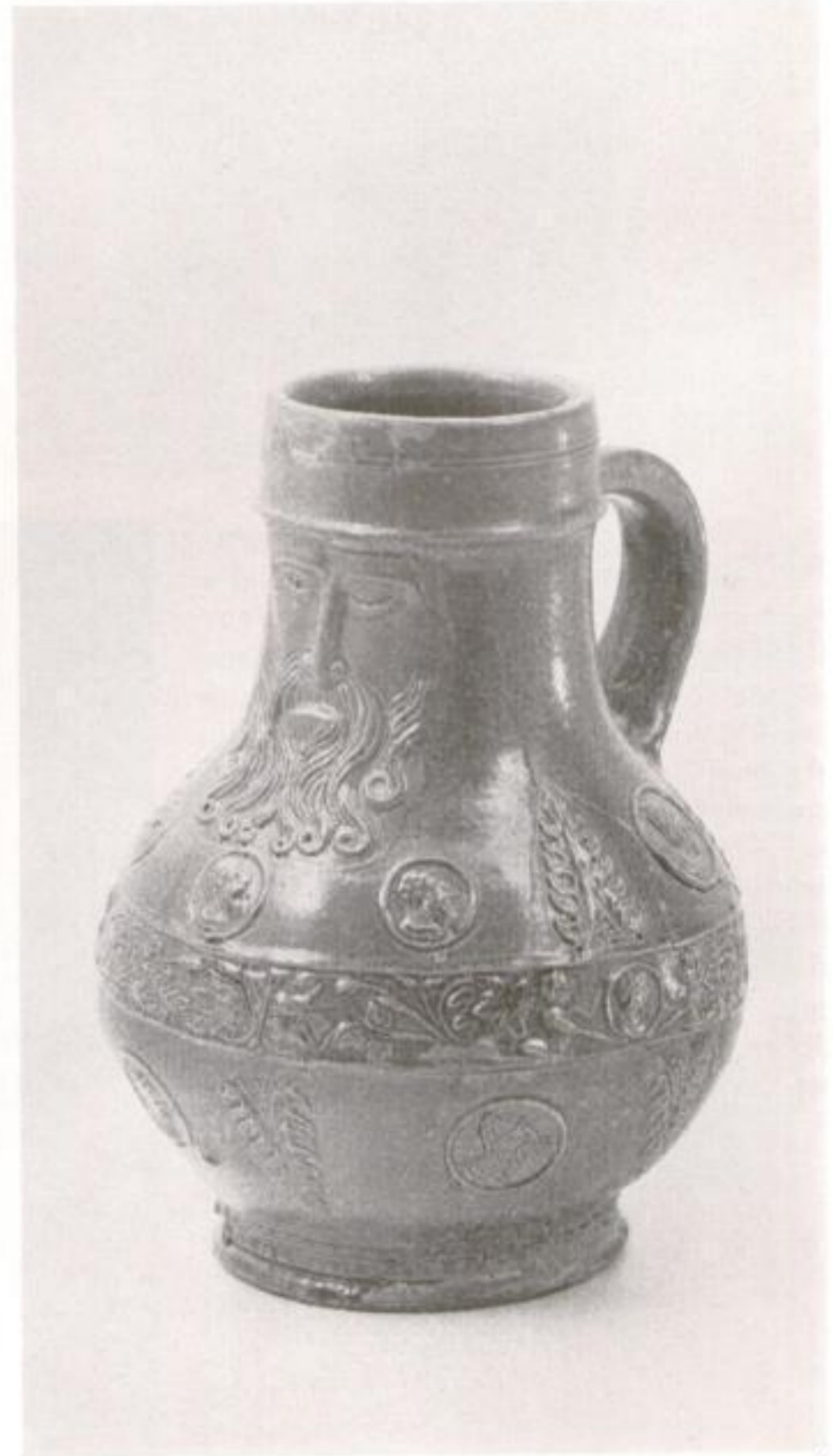


# Der Sammler van Beuningen



*form+zweck: Sie stehen heute im 69. Lebensjahr – seit wann sammeln Sie Gegenstände des täglichen Gebrauchs, und wie sind Sie darauf gekommen?*

**VAN BEUNINGEN:** Der Anfang meiner Sammeltätigkeit war sehr außergewöhnlich. Ausgerechnet die entsetzlichen Folgen des faschistischen Bombardements in Rotterdam im Mai 1940 haben mich dazu gebracht, historische Bodenfunde zu entdecken und zu sammeln. Als ich nämlich als junger Mann täglich durch die verwüstete Innenstadt zur Arbeit fahren mußte, war man damit beschäftigt die Schuttberge abzutragen und Baugruben auszuheben. Dabei fiel mir auf, wieviel altes Mauerwerk und Gebrauchsgegenstände dabei zum Vorschein kamen. Angesichts der mir unbekanntenen Formen von Material und seiner archäologischen Her-





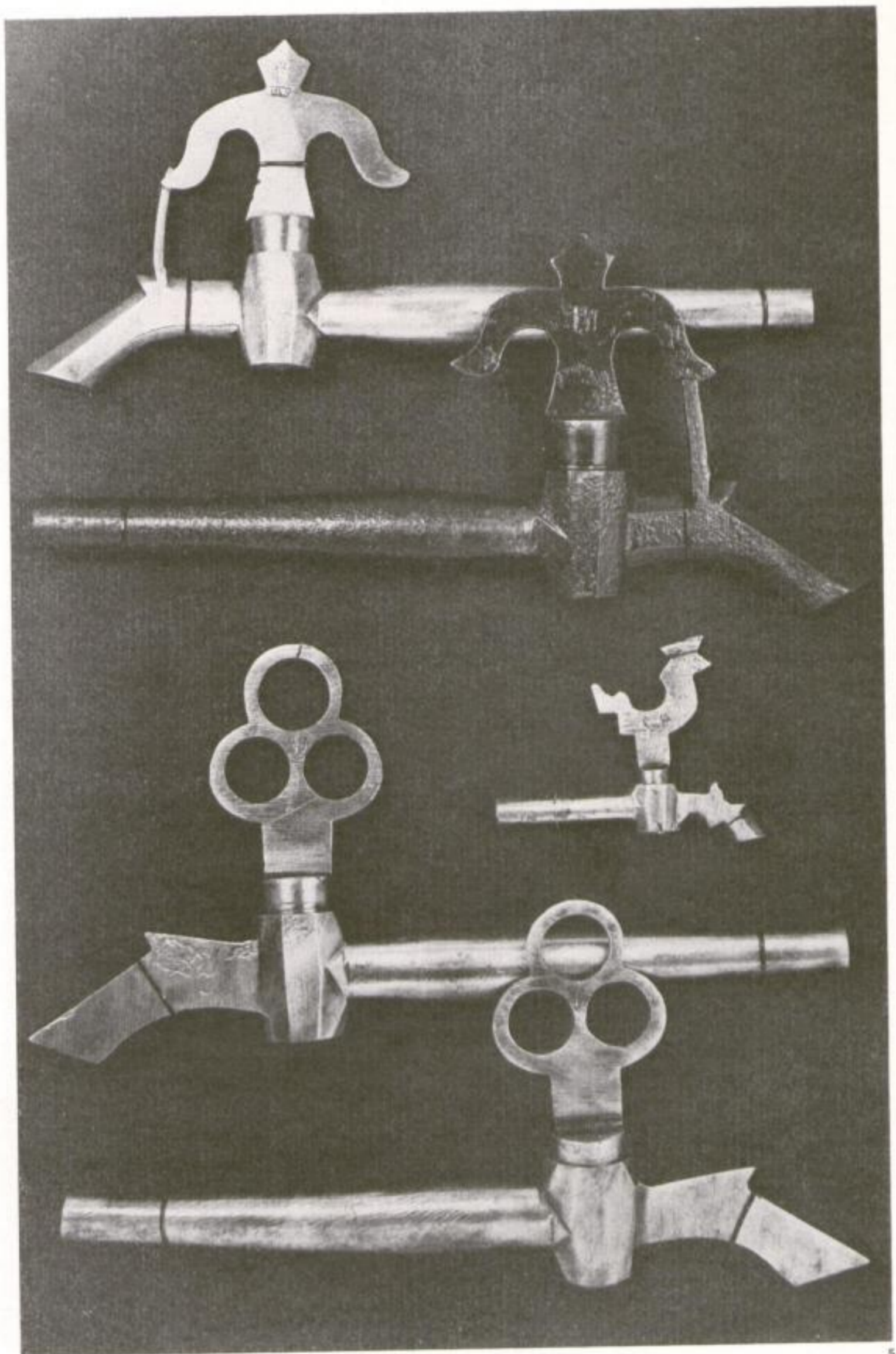
- 1  
H. J. E. van Beuningen
- 2  
Salzfaß, Zinn  
Rotterdam, 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts  
Sammlung Museum Boymans-van Beuningen
- 3  
Kaminuhr, Steingut (Rückansicht)  
1596, Bodenfund Graft, Niederlande  
Sammlung Museum Boymans-van Beuningen,  
aus der Kollektion Van Beuningen-de Vriese
- 4  
Bierkrug (Bartmannkrug)  
Rheinland, 16. Jahrhundert, Bodenfund Keulen  
Sammlung Museum Boymans-van Beuningen,  
aus der Kollektion Van Beuningen-de Vriese
- 5  
Wasserhähne, Kupfer  
Niederlande, zirka 17. Jahrhundert,  
Sammlung Museum Boymans-van Beuningen,  
aus der Kollektion Van Beuningen-de Vriese
- 6  
Präsentation der Sammlung Van Beuningen-de  
Vriese im Wohnhaus des Sammlers in Langbroek;  
Situation bis zirka 1982  
Gestaltung der Schrankwand: Gerrit Rietveld

kunft begann ich fasziniert zu sammeln – noch ohne eigentliches Ziel. Damals bestand noch wenig Wertschätzung für derartige Funde, so daß vieles einfach unbeachtet blieb oder durch Finder für wenig Geld hergegeben wurde.

*form+zweck: Als Ihr Interesse geweckt war, haben Sie da alles gesammelt oder bereits eine Auswahl vorgenommen?*

VAN BEUNINGEN: Anfänglich habe ich mich vor allem auf das Sammeln von Zinngegenständen verlegt. Bedingt durch meine familiären Beziehungen zum Museum (es trägt den Namen des Gemäldesammlers D. G van Beuningen, meines ), habe ich 1955 bei der Direktion dafür plädiert, die berühmte Zinnsammlung von A. J. G. Verster anzukaufen. Als das geschah, schenkte ich die meisten meiner eigenen Objekte dazu. Dann habe ich mich zielgerichteter auf das Sammeln solcher Gegenstände konzentriert, die von der täglichen Lebenskultur der Menschen Zeugnis ablegen. Vor allem fesselte mich die Entwicklung der Formgestaltung und der Gebrauchsfunktionen.

So stellte ich unter anderem als überraschendes Fazit meiner umfangreichen Sammeltätigkeit fest, daß sich im Mittelalter sowohl der holländische Adel als auch die Novizen im Kloster derselben Gebrauchsgegenstände bedienten. Nur bei besonderen Anlässen griff die Aristokratie zudem auf ein bescheidenes Sortiment von Gerätschaften aus Edelmetall oder anderen kostbaren Materialien zurück. Erst im siebzehnten Jahrhundert setzte eine Entwicklung ein, in der man den Wohlstand des Eigentümers auch an seinen täglichen Gebrauchsgegenständen ablesen konnte, luxuriöse Lebens- und Eßgewohnheiten aus anderen, in der sozialen Differenzierung „fortgeschritteneren“ europäischen Ländern wurden mehr und mehr übernommen.



*form+zweck: Woher stammen die Gegenstände Ihrer Kollektion in den folgenden Jahren nach dem Krieg?*

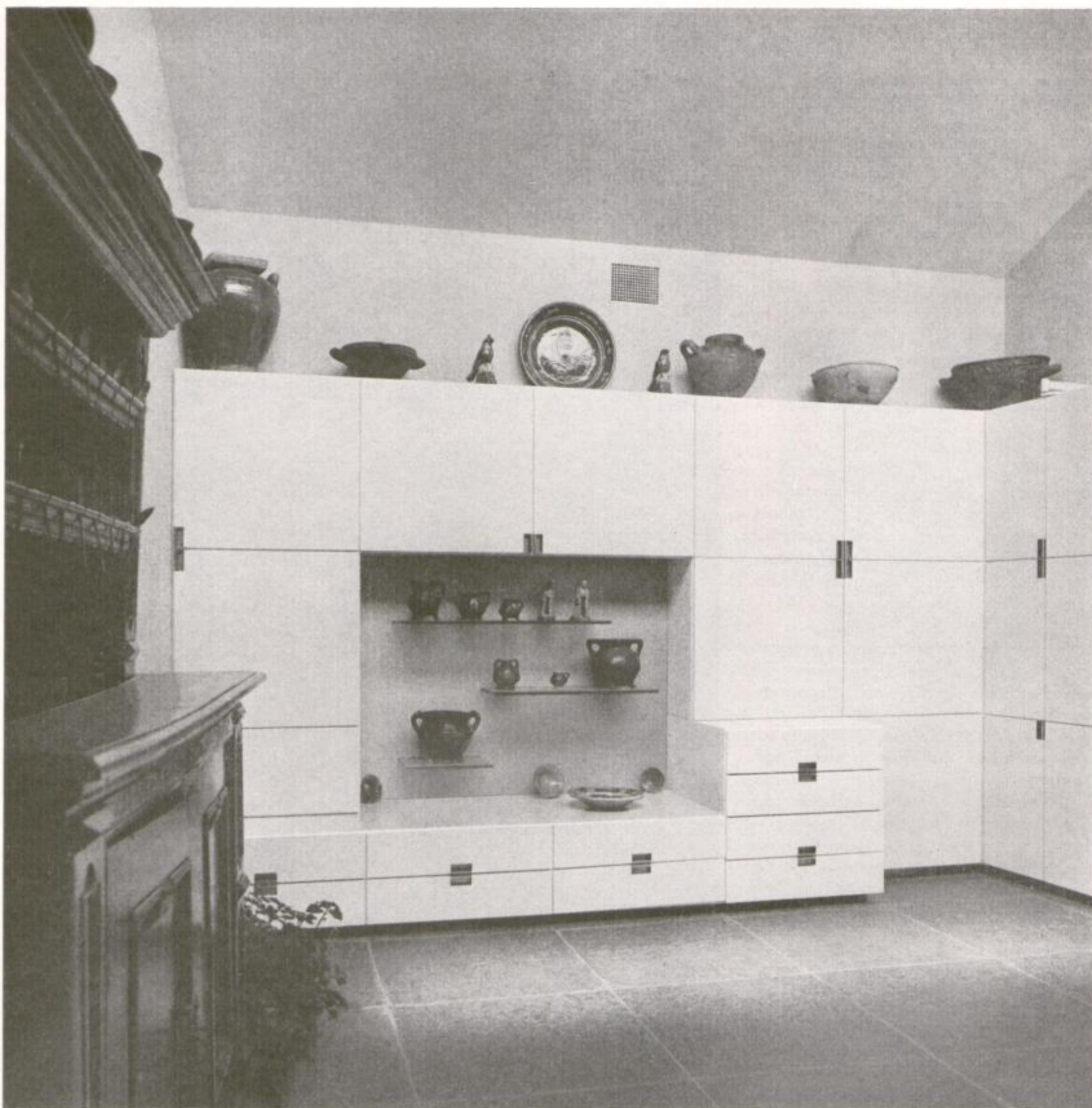
VAN BEUNINGEN: Ich habe mich ausschließlich auf das Sammeln von Bodenfunden in den Niederlanden verlegt und dazu vorrangig die Rekonstruktion alter Stadtkerne genutzt. Also stammt auch die Mehrzahl der Funde aus niederländischer Handwerks- oder Kunsthandwerksproduktion. Andererseits sind aber auch schon frühzeitig Gegenstände, vor allem aus Glas und Keramik, aus Anrainerländern nach Holland „importiert“ worden. Um das Bild der historisch in den Niederlanden gebräuchlichen Gegenstände soweit wie möglich abzurunden, sind in meine Kollektion auch solche Zeugnisse aus den wichtigsten Keramikzentren Bel-

giens und des Rheinlandes aufgenommen worden. Vor allem im letztgenannten Gebiet wurden sehr variierte und reich verzierte Keramikwaren hergestellt, die offenbar in Holland sehr beliebt und massenhaft eingeführt worden waren. Sie nehmen demzufolge in der Sammlung auch einen bedeutenden Platz ein. Als seefahrendes Volk hatten die Niederländer schon früh auch Kontakt mit fernen Ländern. So erklärt es sich, daß Majolika aus dem Mittelmeerraum und chinesisches Porzellan in niederländischem Boden gefunden wurden. Von beidem sind übrigens auch viele Imitationen in Holland gefertigt worden. Und solange man das asiatische Porzellan selbst nicht kopieren konnte, wurden seine Dekorationen auf einheimischem Steinzeug nachgeahmt.

5

9





6

*form+zweck: Welche historische Zeitspanne umfaßt die Kollektion Ihrer Sammlung?*

VAN BEUNINGEN: Abgesehen von einigen Ausnahmen, stammen die Gegenstände aus dem 14. bis Ende des 19. Jahrhunderts, wobei ein deutlicher Akzent auf den früheren Jahrhunderten liegt. Das Zeitlimit am Beginn wird einfach von der Tatsache bestimmt, daß damals im niederländischen Gebiet die Städtegründungen begannen, während das Ende dadurch gesetzt wird, daß ich mich ausschließlich auf vorindustrielle Gegenstände konzentriert habe.

*form+zweck: Ihre Kollektion heißt Van Beuningen-de Vriese, trägt also auch den Namen Ihrer verstorbenen Ehefrau. Das läßt den Schluß ziehen, daß*

*auch sie Anteil an Ihrer Sammelleidenschaft hatte.*

VAN BEUNINGEN: Meine Sammlungstätigkeit war wirklich sehr intensiv – über viele Jahre hinweg. Und meine Frau wie meine Kinder haben mich stets nicht nur gewähren lassen, sondern sehr unterstützt. Meine Frau hat sich als Restauratorin von Keramik selbst aktiv beteiligt.

*form+zweck: Bereits vor Jahren richteten Sie eine Stiftung „Niederländische Gebrauchsgegenstände“ ein. Mit welchem Ziel und Zweck?*

VAN BEUNINGEN: Für die Erfassung und Erforschung von Gebrauchsgegenständen bestand lange Zeit wenig Interesse, Kunsthistoriker und Archäologen befaßten sich kaum damit. Das hat

sich in den letzten Jahren glücklicherweise deutlich verändert. Meine Stiftung will das Sammeln und Konservieren von Gebrauchsgegenständen fördern, aber auch wissenschaftliche Forschungen und Publikationen auf diesem Gebiet stimulieren. Mit ihrer Hilfe erschien 1986 der Band „Pottery produced and traded in north-west Europe 1350–1650“, der soeben mit dem britischen Archäologiepreis ausgezeichnet wurde. Zukünftig wird die Stiftung durch ihre Koppelung mit der Kollektion Van Beuningen-de Vriese vor allem die Aktivitäten des Museums Boymans-van Beuningen auf dem Gebiet historischer Gebrauchsgegenstände unterstützen. (Das Gespräch führte Johan R. ter Molen.)



# Pädagogisches Konzept

Elard Sieg

Das weitgefächerte Ausbildungsprofil der Hochschule für industrielle Formgestaltung Halle, Burg Giebichenstein (neun Fachrichtungen der angewandten und bildenden Kunst und sieben Fachrichtungen für Design industriell gefertigter Produkte), sowie die zunehmende Spezialisierung und Differenzierung vor allem der Bereiche des Industriedesigns provozieren die Frage nach Einheit oder Teilung der gestalterisch-künstlerischen Grundlagen.

Die Hochschule hat in ihrer Geschichte die Konzeption einer einheitlichen Lehre künstlerischer Grundlagen der Gestaltung hervorgebracht und über Jahrzehnte verfolgt.

Konzeption und Lehre waren jedoch stark an die Person ihres Schöpfers Lothar Zitzmann gebunden, der 1977 in seinem 53. Lebensjahr starb. Danach wurde die Einheit der künstlerischen Grundlagen in der „Burg“ aufgegeben. Elard Sieg referiert im folgenden die Grundgedanken Zitzmanns mit der Absicht, Anknüpfungspunkte für eine künftig zu diskutierende Struktur der Grundlehre anzubieten.

In den Jahren der „Burg“ als Kunstschule mit Ausbildungsrichtungen der bildenden und angewandten Kunst (1915–1933) war das Problem einer Grundlehre unbekannt: die Ausbildung folgte der Meisterklassen-tradition, einen Lehrplan gab es nicht. Ein übergreifendes und in diesem Sinne grundlegendes Element der künstlerischen Ausbildung war das Naturstudium als Angebot für alle Studierenden. Für Erwin Hahs, Charles Crodel und Gerhard Marks bestand die Funktion des Naturstudiums darin, über die Anschauung der Natur das Wesen anschaulicher Ordnung, Prinzipien der Gesamtbildung und die eine ganzheitliche Erscheinung bestimmende Formcharakteristik zu erfahren.

Im Unterschied zum nahe gelegenen Bauhaus war das Ziel der „Burg“ das individuell geprägte künstlerische und kunsthandwerkliche Unikat. Eine hochgradige Verallgemeinerung oder „Verwissenschaftlichung“ gestalterischen Denkens, wie es die Formlehren zum Beispiel Kandinskys oder Klees darstellen, hätte der inhaltlichen Orientierung und Form der Ausbildung an der „Burg“ nicht entsprochen.

Für Walter Funkat als Bauhausschüler war die Auffassung des Bauhauses von der Einheit künstlerischer Grundlagen der Gestaltung für alle Bereiche der Gestaltung, wie sie sich in den Grundlehren des Bauhauses verdeutlichte, Ausgangspunkt der Ausbildungsentwicklung an der „Burg“. In Lothar Zitzmann fand er 1953 die Persönlichkeit, die ein wissenschaftlich begründetes Lehrkonzept dafür entwickelte.

Zitzmann war zu jener Zeit studierter Kunstpädagoge und autodidaktisch gebildeter, bereits anerkannter Maler. Sein durch personale Eigenart unverwechselbares Œuvre nimmt in der Geschichte der Malerei in der DDR einen bedeutenden Platz ein. 1965 wurde Zitzmann zum Professor für Grundlehre der Gestaltung berufen.

Die Problematik des 1953 an Zitzmann erteilten Auftrages verdeutlicht sich in der von ihm formulierten pädagogischen Zielstellung einer „allgemeinen Grundlehre visueller Gestaltung“: Ihr „fällt vor allem die Aufgabe zu, elementarästhetische Grundlagen für das Gesamtstudium zu schaffen. Es handelt sich hier nicht darum, spezielle gestalterische oder zeichnerische Fertigkeiten zu erzielen, sondern darum, für alle Bereiche sichtbarer Gestaltung anschaulich ordnende Gestaltungsprinzipien zu untersuchen und gleichzeitig die Vorstellungsbildung zu aktivieren. Bei der immer schnelleren, noch unabsehbaren Veränderung der materiellen und technischen Bedingungen der Gestaltung muß die Aufgabe der Grundlehre weniger in der Vermittlung bestimmter Techniken und gestalterischer Erfahrungen gesehen werden, als vielmehr in der Entwicklung gestalterischen Denkens sowie in einer allgemeinen Übung visuell-schöpferischer Verhaltensweisen, die zu jeder Zeit auch auf neue, noch unbekannt materielle oder technische Bedingungen übertragen werden können.“ Zitzmann hatte relativ schnell, das heißt bereits in den fünfziger Jahren, ein in sich geschlossenes System einer „allgemeinen Grundlehre visueller Gestaltung“ geschaffen, nach dem er lehrte und das er aufgrund praktischer Erfahrung und wissenschaftlicher Forschung ausbaute und qualifizierte.

Zitzmanns Theoriebeitrag und Gestaltungslehre sind ausschließlich auf for-

malästhetische Grundlagen der Gestaltung orientiert. Er beschränkte sich auf visuell-wahrnehmbare, „simultane“ Gestaltung, grenzt also „sukzessive“ Gestaltung wie zum Beispiel den Tanz aus. Zudem abstrahierte Zitzmann von den Besonderheiten der Bereiche der Gestaltung (die sich zum Beispiel aus dem Prozeß der Gestaltung selbst ergeben und technisch-konstruktiver, materialer oder technologischer Art sein können) und vom konkreten Zweck jeder Gestaltung.

Der ideelle, nachweisbare Bezug der Theorie und Lehre Zitzmanns liegt in der Tendenz, „die Spezifik künstlerischer Gestaltung als ‚Wahrnehmungsorganisation‘ herauszuheben“, die „um die Jahrhundertwende sowohl die Kunstszene als auch die Kunstgeschichtsschreibung und die Kunsttheorie beherrschte.“<sup>1</sup>

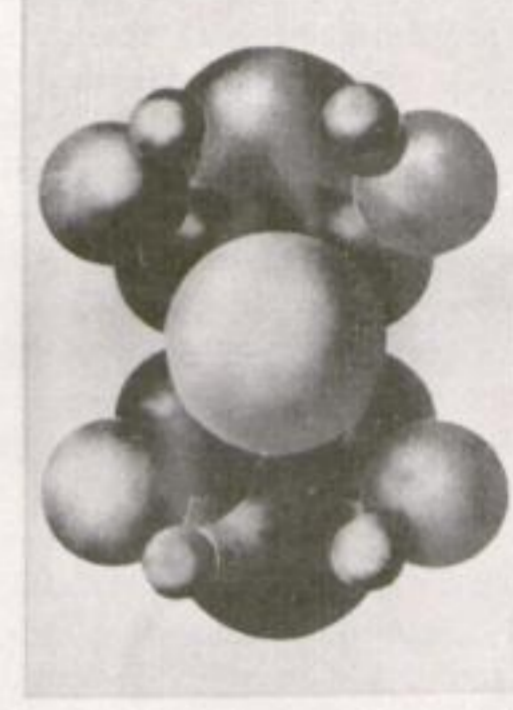
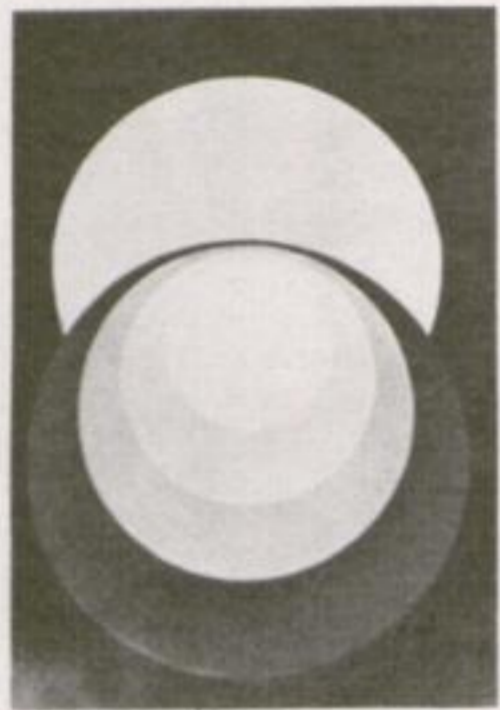
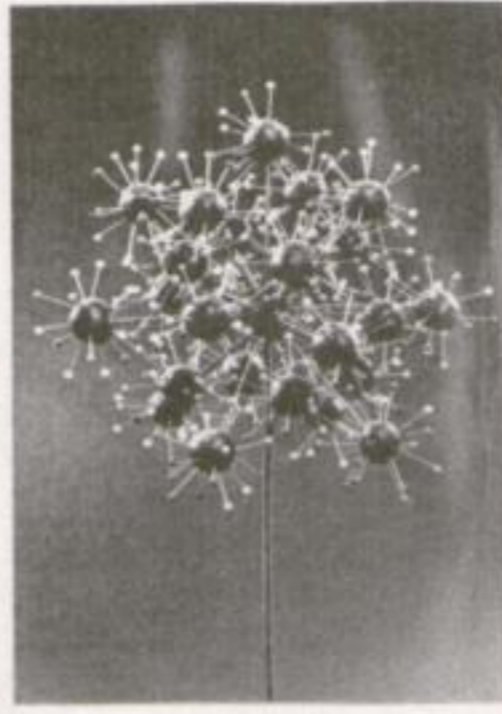
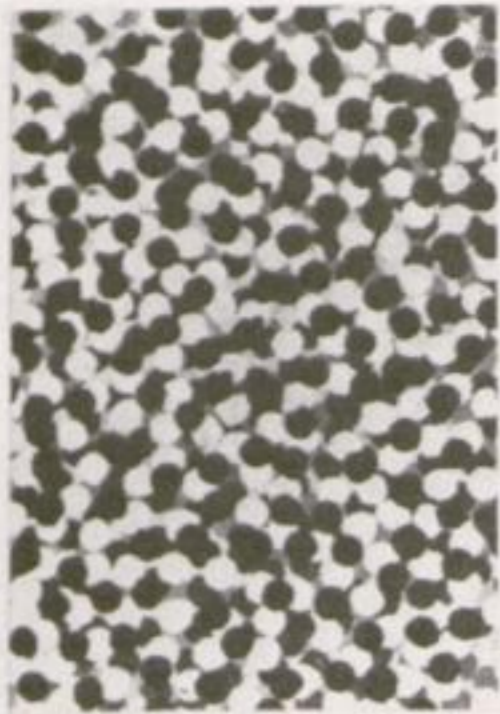
Dieser Tendenz zuzuordnen und für Zitzmann als konkrete Quellen anzusehen sind

- die Erkenntnisse der klassischen bürgerlichen Gestaltpsychologie (Wertheimer, Metzger, Sander);
- entsprechende Auffassungen der Kunsttheorie der Jahrhundertwende (Wölfflin, Schmarsow);
- die Reformpädagogik, speziell die bürgerlich-reformistische Kunsterzieherbewegung der Jahrhundertwende (Britsch);
- Grundlehren der Gestaltung („Bauhauspädagogik“, Kleint, Holweck, Burchartz);
- sowie die Auffassung von der Einheit der Grundlagen der Gestaltung aller Bereiche der Gestaltung (Bauhaus, WCHUTEMAS).

Aus der Beschränkung der Theorie und Lehre Zitzmanns auf eingegrenzte Bereiche und deren formalästhetische Aspekte, die im Grunde der tendenziellen Beschränkung seiner Quellen entspricht, folgt ein eingegrenztes Verständnis des Begriffs „Gestaltung“.

Für ihn war nur die kontemplative, phänomenale Wirkung der Gestalt als formales Ganzes – also der formstrukturelle Wirkungsaspekt von Gestaltung – wichtig. (Die Formierung eines Ganzen bezeichnet Zitzmann als „visuelle Gestaltung“ oder „visuelles Ordnen“.) Für das unmittelbare Erkennen einer Gestalt ist die Qualität ihres strukturellen Aufbaus als formales Ganzes





wesentlich. Qualitative Kriterien des strukturellen Aufbaues ergeben sich aus anthropogenetisch, durch ständig akkumulierte Seherfahrungen in der natürlichen, visuellen Welt des Menschen entwickelte Strukturierungsprinzipien in der Wahrnehmung. Als biologische Invarianten sind die Strukturierungsprinzipien Ausdruck des Bedürfnisses nach optimalen Bedingungen für die Informationsaufnahme in der Wahrnehmung. Dementsprechend besteht nach Zitzmann das Wesen der diesen Strukturierungsprinzipien adäquaten elementaren Gesetzmäßigkeiten visueller Gestaltung darin, „daß im menschlichen Bewußtsein die ‚Ordnung‘ der Natur, der objektiven Wirklichkeit widergespiegelt wird, daß der Geist, der aus

der materiellen Natur erwachsen ist, von vornherein auf wesentliche Züge der Natur paßt und sinngemäß anspricht.“ Zitzmann wollte mit abstrakten Übungen die „reine“ Wirkungsweise dieser objektivierbaren, allgemeingültigen und damit lehrbaren Invarianten bzw. Gesetzmäßigkeiten erfahrbar machen. Er unterscheidet zwei „Arten“ von Gesetzen, die beide beschreibende Aussagen zu wesentlichen Strukturmerkmalen der visuellen Welt treffen und *qualitative Kriterien ganzheitlicher Wirkung* in Gestaltung darstellen: „Anthropomorphe Gestaltungsgesetze“ (Gesetz der Erhaltung des Gleichgewichtes, Gesetz guter Proportion, Gesetz des Rhythmus – Schmarsow, Wölfflin) und Gestaltfak-

1/6  
Übungsbeispiele in zusammengefaßter Übersicht zur Lehre elementarer Grundlagen visueller Gestaltung. In ihnen verdeutlicht sich das pädagogische Prinzip. Jede der 4 Gruppen von 12 Arbeiten zeigt Übungen zu jeweils einem Formcharakter: richtungslos, gerichtet, richtungsgegensätzlich, richtungsdifferenziert, richtungsbewegt, kombiniert. Innerhalb der einzelnen Formcharaktere sind Beispiele der Übungsbereiche Flächengestaltung, „reine“ Plastik, materialplastische Gestaltung und Körper-Raum-Vorstellung auf der Fläche dargestellt (von links nach rechts). In jedem Übungsbereich werden Ordnungsprobleme zu den drei Gefügeprinzipien Reihung, Symmetrie und bildhafte Gestaltung untersucht (von oben nach unten).



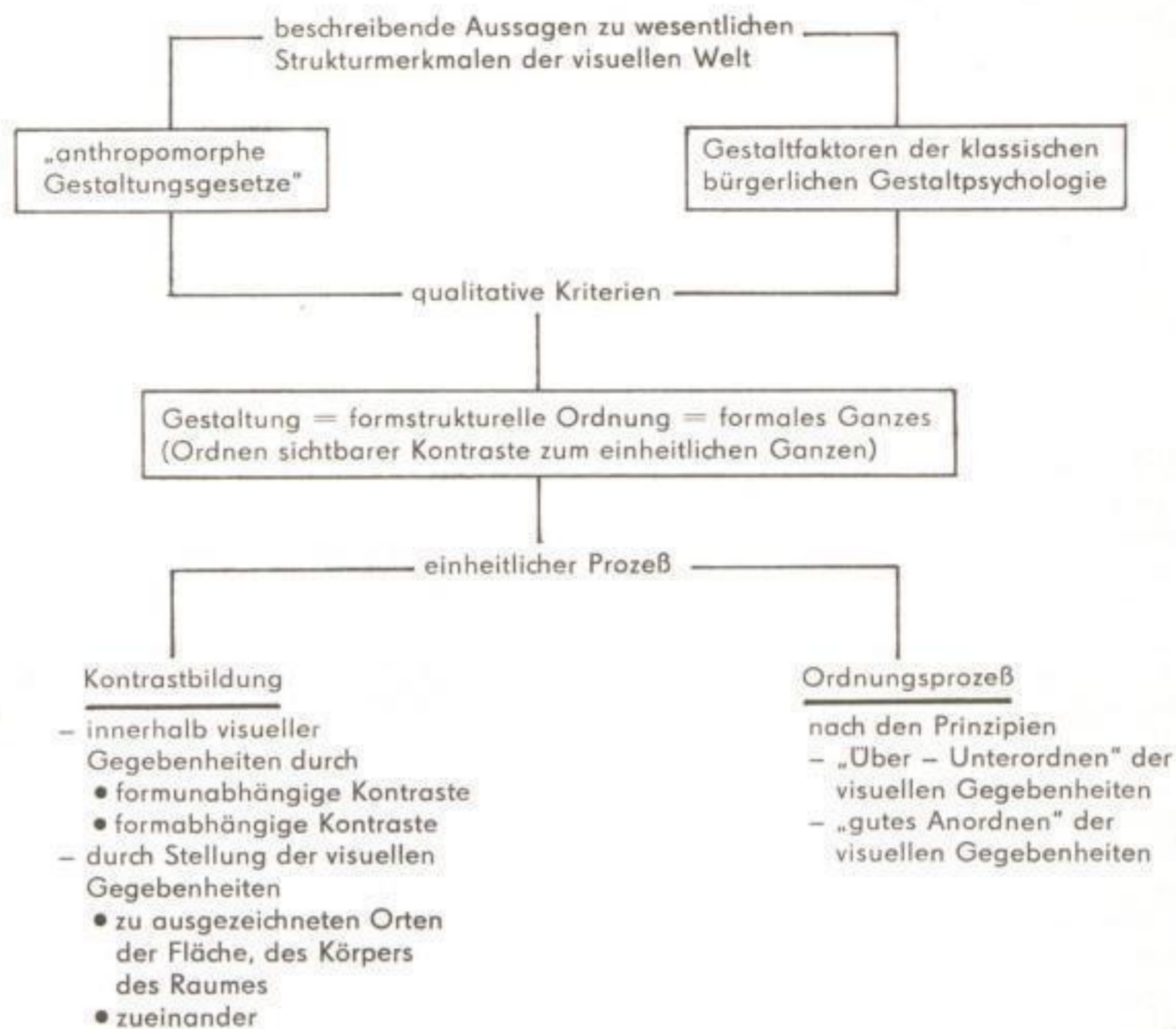
toren der klassischen bürgerlichen Gestaltpsychologie (Gesetze der guten Form – Metzger, Sander).

Das Wesen von Gestaltung (nach Zitzmann: gleich strukturelle Ordnung) besteht in der Einheit von inneren Gegensätzen, denn „geordnet wird, wo unterschieden wird“<sup>2</sup>. Gestaltung setzt also Unterscheidbares (Kontraste) voraus und beinhaltet deren Ordnung zu ganzheitlicher Wirkung. Hierin drückt sich ein Grundproblem von Gestaltung aus, das entsprechend den Bedürfnissen der Wahrnehmung in der Einheit von Kontrast- und Ganzheitstendenz besteht und sich elementar verdeutlicht in der Beziehung von Figur und Grund (Rubin).

Im einzelnen sind die Gesetzmäßigkeiten mit elementaren Bedeutungen belegt, Gestaltung auf dieser allgemeinsten Ebene ist daher auch als nullte oder erste Zeichenaufbaustufe zu verstehen. Für Zitzmann waren Kontrastbildung und Ordnen ein einheitlicher Prozeß (Abb. 2), auf dessen Basis er in der Folge sein System der Grundstrukturen visueller Ordnung (Abb. 3) entwickelte. Das „System umfaßt ... alle Grundmöglichkeiten bildnerischer Denkstrukturen“ (Zitzmann), und es hat sowohl lehrinhaltliche als auch methodologische Funktion.

Einige Erläuterungen zum Verständnis des dreifach bestimmten Systems (Die Bestimmungsmomente des Systems bezeichnet Zitzmann als „elementare Gestaltfaktoren“ mit „kategoriemäßiger Bedeutung“):

1. R, M und B bezeichnen die *Gefügeprinzipien* „Reihung“, „Symmetrie“ und „Bildhaftigkeit“. Sie sind die möglichen Strukturtypen ganzheitlicher Wirkung, wobei die Reihung einen einfachen Strukturtyp, das bildhafte Prinzip einen komplizierten und komplexen Strukturtyp darstellt und das symmetrische Prinzip als Strukturtyp dazwischen eine Mittelstellung einnimmt. Als Strukturtypen stellen R, M, B eine Entwicklungsreihe dar hinsichtlich des Maßes der Ordnung (innere Bindung) der Strukturelemente, bestimmt durch das Verhältnis von Originalität und Redundanz. (Zitzmann konnte sich auf vielfältige Erkenntnisse zu seinem Problem der „Gefügeprinzipien“ stützen. Probleme der Reihung, Symmetrie und Bild-



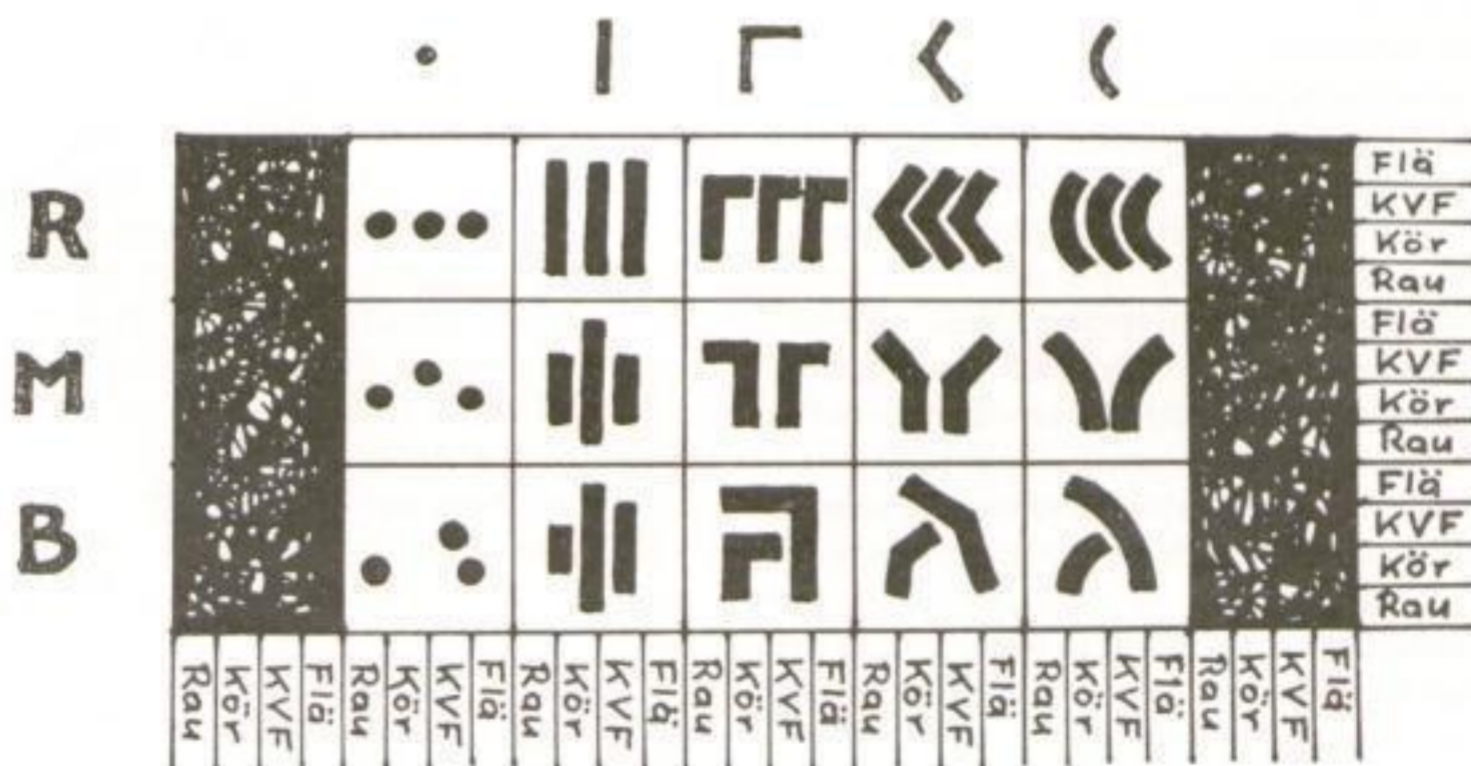
haftigkeit sind sowohl von der Gestaltpsychologie als auch der Kunsttheorie untersucht worden.)

2. „Flä“, „KVF“, „Kör“ und „Rau“ sind die *Verwirklichungsbereiche* von Gestaltung (Fläche, Körpervorstellung auf der Fläche, Körper, Raum). Auch hier gibt es beim Übergang von einem Bereich in den anderen eine Zunahme gestalterischer Komplexität: Wird die Ordnung auf der Fläche durch ihre zweidimensionale Begrenzung und der Beziehung der Elemente zu dieser und zueinander letztlich nur nach der zweiten Seite hin bestimmt, ist die Ordnung am Körper dreidimensional ausgerichtet, kommt im Raum durch das Moment der Bewegung in ihm die Beachtung der zeitlichen Abfolge von Ordnungszuständen und das unmittelbare Einbringen der menschlichen Maßstäblichkeit hinzu. Methodisch wichtig ist, daß die Ordnungsgesetzmäßigkeiten stets

im jeweils nächst komplexeren Verwirklichungsbereich aufgehoben sind.

3. Die linearen Zeichen und das amphore „Gewöll“ in Abbildung 2 symbolisieren die fünf bestimmbar *Formcharaktere* richtungslos, gerichtet, richtungsgegensätzlich, richtungsdifferenziert, richtungsbewegt und nicht bestimmbar Formgegebenheiten. Für Zitzmann haben die Formcharaktere dreifache, kategorielle Bedeutung: Sie sind erstens Eigenschaften des Wirklichen, zweitens Möglichkeit der Formvorstellung und drittens Funktion des visuell-gestalterischen Denkens.

Zum Problem der „Formcharaktere“ ließ Zitzmann sich von der Stufentheorie zu Formentwicklungsstufen (1910) von Gustav Britsch inspirieren, jedoch ist dieser Quellenbezug nicht ganz unproblematisch.<sup>3</sup>



2

3

13







variierte. Diese orientierten sich jedoch stets an der grundlegenden pädagogischen Zielstellung.

Welche Bedeutung haben Konzeption und Lehre Zitzmanns heute an der „Burg“?

1. Alle Reminiszenzen an die Lehrtätigkeit Zitzmanns tragen zwangsläufig romantischen Charakter, bleiben die veränderten Bedingungen der Lehre an der „Burg“ vor allem durch die gewachsene Studentenzahl unbedacht. Für die, die Zitzmann kannten, ist aufgrund der Souveränität der Persönlichkeit Zitzmanns seine Lehre an seine Person gebunden, obwohl diese objektiven, rationalistischen Charakter trägt. Gerade in der Objektivität der Lehre Zitzmanns, wissenschaftlich hinreichend begründet und konzeptionell durchdacht, liegt ihr Wert. Sein Theorieansatz ist in der heutigen Gestaltungstheorie aufhebbar und innerhalb dieser als elementarer, wichtiger Baustein zu verstehen. Das schließt die Aneignung der theoretischen Basis Zitzmanns und seiner didaktisch-methodischen Konzeption ein.

Auch sind Zitzmanns pädagogische Erfahrungen verwertbar: Zum Beispiel demonstrierte Zitzmanns Lehrpraxis den Zusammenhang von konkreter, gestalterischer Aufgabenstellung, deren theoretischer Begründung am anschaulichen Beispiel und der Diskussion des Übungsergebnisses. Der Hinweis erscheint banal, die heutige Lehrrealität beachtet diesen Zusammenhang jedoch oft nicht.

2. Die methodisch-didaktische Konzeption betreffend, wurde nach Zitzmann die Einheit der Lehre allgemeiner Grundlagen visueller Gestaltung für alle Bereiche der Gestaltung in zweifacher Hinsicht aufgegeben: Einerseits führen die Bereiche der bildenden und angewandten Kunst (Sektion 4) und die Bereiche Produkt- und Umweltgestaltung (Sektionen 2 und 3) getrennte Grundlagenstudien durch (für die Sektionen 2 und 3 in der Sektion 1). Zum anderen wurde die Lehre der Grundlagen visueller Gestaltung (Sektion 1) auf Übungen auf der Fläche reduziert. Vage Versuche zu plastischen Übungen führen nicht das methodisch-didaktische Konzept der Flächenübungen fort. Elementare Raumübungen fehlen. Die Fachsektionen 2 und 3 ha-

ben hierauf mit Entwicklungen reagiert, die sich aus den Erfordernissen ihrer Fachspezifik ergaben: Die Sektion 2 entwickelte eine Gestalt- und Farblehre, vorrangig ausgerichtet auf körperlich-plastische Übungen, mit dem Aufbau elementarerer Raumübungen wird begonnen. Die Sektion 3 entwickelte ebenfalls eine Gestalt- und Farblehre und eine Raumlehre, die den Anschluß an das methodisch-didaktische Konzept Zitzmanns sucht. Diese als fachspezialisierte Grundlagen zu bezeichnende Lehre der Fachsektionen ist zum Teil der Sektion 1 angeschlossen.

Die Entwicklungsrichtungen kehrten sich also um: Gingen zu Beginn die Impulse von den allgemeinen Grundlagen visueller Gestaltung aus, drängten später die Fachsektionen mit spezifizierten Anforderungen in diese Grundlagen hinein. Die Frage nach eigenen, elementaren Grundlagen – getrennt für jede Sektion – entstand, was die Vervielfältigung von Ausbildungsstrukturen zur Folge hatte. Gegenwärtig läßt sich auch wieder eine gegenläufige Tendenz verzeichnen: In einer Zeit, da die Produktivkraftentwicklung zur flexiblen, automatisierten Produktion führt, die Individualität der Produkte analog handwerklicher Qualität in den Bereich des Machbaren führt und alles möglich zu werden scheint (die Vielzahl der Ismen der Form deutet es an), gewinnt die Frage nach grundlegenden, qualitativen Kriterien der Wertung zunehmend an Bedeutung. Zitzmanns Lehre bietet sie.

Um jedoch grundlegend für alle Bereiche der Gestaltung zu sein, sind elementare plastische Übungen und Übungen zum Raum unverzichtbar. Deutlich verschiebt sich gegenwärtig der Schwerpunkt vom gegenständlichen zum räumlichen Aspekt der Gestaltung. Immer mehr gewinnen die Prozesse der Konstituierung und Nutzung von Produkten an Bedeutung, die sich in den Dimensionen von Raum und Zeit vollziehen. Dem Produkt kommt in diesen Prozessen seine ursprüngliche Funktion zu: es ist Mittel zum Zweck.

3. Zitzmanns Lehre ist methodisch deduktiv aufgebaut und legt auch für den Gesamt Ablauf des Studiums die Deduktion als generelle Methode fest: Nach der allgemeinen Grundlehre visueller Gestaltung werden in den Fach-

sektionen nach und nach alle ein Gestaltungsprodukt determinierenden Größen (in diesem Sinne als Grundlagen der Gestaltung zu verstehen) erfaßt, wird Gestaltung als ganzheitlicher Prozeß von Konstituierung und Wirkung zunehmend komplex „aufgebaut“. In der Ausbildungspraxis ist beim Übergang vom Studium allgemeiner Grundlagen visueller Gestaltung in das Fachstudium immer wieder der Mangel zu verzeichnen, daß die gestalterischen Grunderfahrungen auf die Fachspezifik nicht angewandt werden können. Die Ursache kann im Grundlagenstudium liegen, wohl aber auch im Fachstudium: In ihm muß der Anschluß und Bezug zum Grundstudium gesucht werden, sonst „funktioniert“ das methodische, deduktive Prinzip der Gesamtausbildung nicht, das die fortwährende Aufhebung bekannten Wissens und erworbenen Könnens erfordert. Der notwendige Zwischenschritt als Vermittlung zwischen Grund- und Fachstudium ist in den fachspezifischen Grundlagen in Form methodischer Übungen zum Erlernen komplexer Entwurfsbewältigung bereits angelegt.

Die deduktive, methodische Grundstruktur der gestalterischen Ausbildung sollte durch die theoretische, flankierende Ausbildung mitgetragen werden. Das heißt, diese sollte den ganzheitlichen Zusammenhang der Ausbildung aus der jeweiligen Theorierichtung verdeutlichen: Kunstgeschichte, Ästhetik, Philosophie, Designtheorie und -methode usw. Dies alles erfordert ein höheres Maß an lehrinhaltenlicher, methodischer Abstimmung, ein höheres Maß an geistiger Integration.

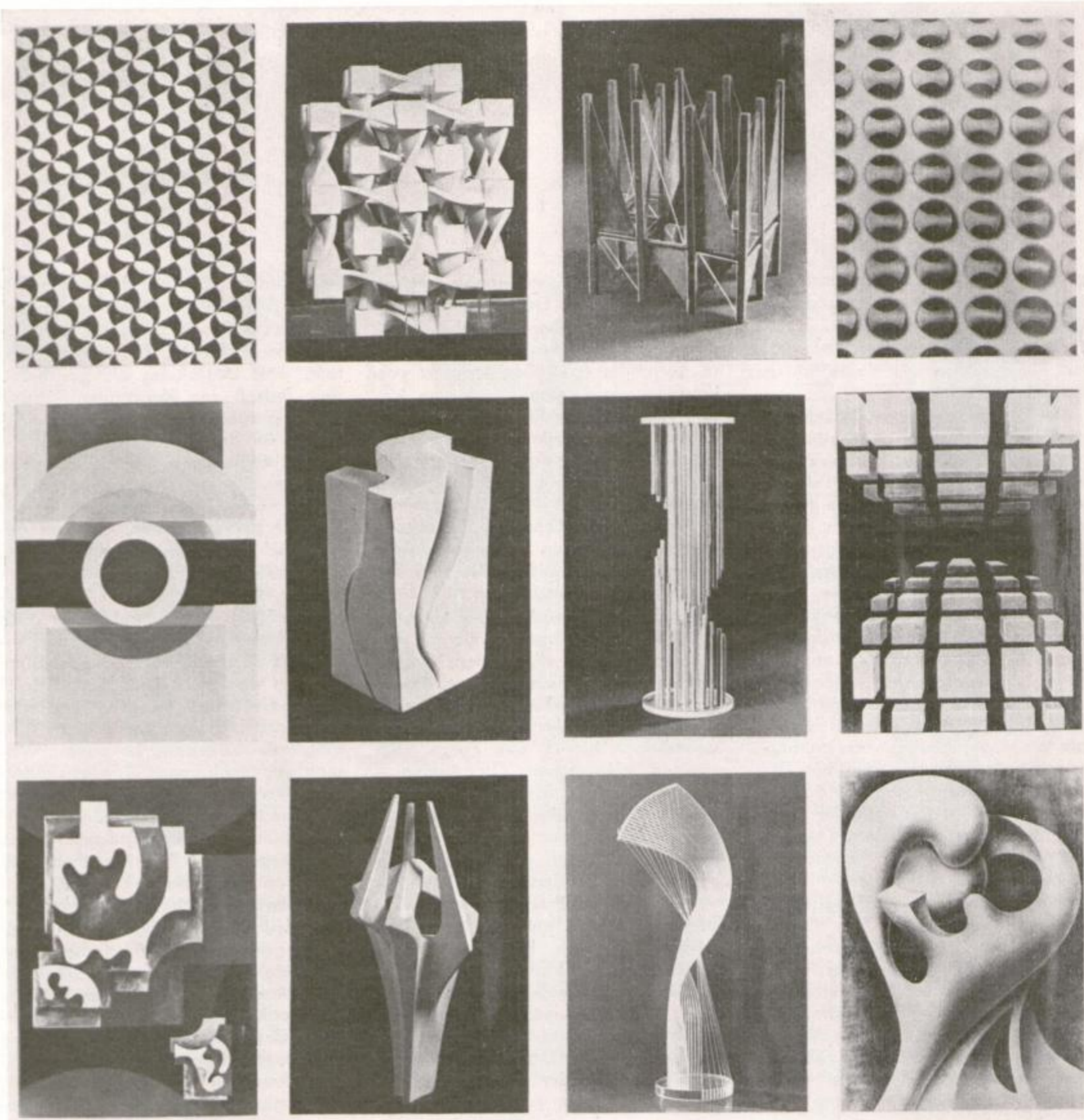
4. Die Ausbildung an der „Burg“ hat im wesentlichen drei unterscheidbare „Lehrbereiche“ entwickelt:

1. die Lehre allgemeiner, elementarer Grundlagen visueller Gestaltung (Zitzmann);

2. die Lehre fachspezialisierter Grundlagen (zum Beispiel weiterführende Farb-, Gestalt- und Raumlehre, weiterführendes Naturstudium, Darstellungstechniken, wissenschaftliche und technische Grundlagen, methodische Übungen);

3. die Fachlehre (Synthese erworbenen Wissens und Könnens in zunehmend komplex werdenden Gestaltungsaufgaben).

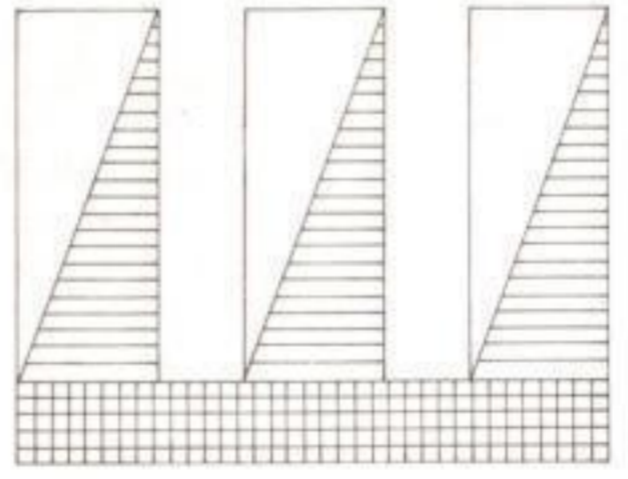







6

In den Bereichen der angewandten und bildenden Kunst folgt die Lehre teilweise nach wie vor der Meisterklassen-tradition. Die angeführten „Lehrbereiche“ verwischen sich hier. Klarer sind sie jedoch in den Sektionen der Produkt- und Umweltgestaltung zu erkennen. Generell absetzbar ist die Lehre allgemeiner Grundlagen visueller Gestaltung. Für die „Burg“ ergäbe sich nach diesen Aussagen folgendes Strukturbild der Lehre (Abb. 7). Im Sinne höherer Effizienz der Ausbildung halte ich die Diskussion um eine solche Veränderung der Organisationsstrukturen für notwendig.

Fachsektion Fachsektion Fachsektion



-  Fachlehre
-  Lehre fachspezialisierter Grundlagen
-  Lehre allgemeiner Grundlagen visueller Gestaltung

Anmerkungen

- 1 Faensen, Hubert: Nachwort in: Wölfflin, Heinrich: Kunstgeschichte Grundbegriffe, Dresden 1983, S. 383 bis 432
- 2 Kleint, Boris: Bildlehre. Elemente und Ordnung der sichtbaren Welt, Basel/Stuttgart 1969, S. 141
- 3 siehe Elard Sieg, Diss. A, Weimar 1987

7



# Ausbildung im Betrieb

Peter Luckner

Der Sprung von der Grundlehre zur Fachlehre ist groß. Die Suche nach schnellen Formen der Annäherung an den Fachstoff geht auf die Erkenntnis zurück, daß die Studienmotivation nicht durch Theorie allein, sondern wesentlich durch Konfrontation mit den Interessen betrieblicher Praxis herausgebildet wird. Zu diesem Zweck unternimmt der Fachbereich Arbeitsumweltgestaltung Exkursionen in Betriebe, dieses Mal in das Stahlverformungswerk Ohrdruf. Dieses Werk ist dafür bestens geeignet, wegen seiner überschaubaren Größe und seines Fertigungsprogramms, weil es moderne Technologien anwendet, wegen seiner erkennbaren Wirkung auf das Territorium, weil es zu alledem ein technisches Denkmal (Tobiashammer, 12 000-PS-Dampfmaschine in einer Fachwerkscheune) errichtet hat und bewirtschaftet. Das Werk konnte bis auf einen Fertigungsbereich, dessen Rationalisierung bevorstand, besichtigt werden. Im engen Studenten-Lehrer-Dialog entstand eine Mängelliste, die vor allem offen zu Tage tretende Prozeßmängel und Erscheinungen, die Auge, Ohr und Nase ansprachen, enthielt. Im Ergebnis der Exkursion äußerten die Studenten den Wunsch, für dieses Werk zu arbeiten. Dem Werkleiter, einem wirtschaftlich erfolgreichen und kulturell engagierten Mann, wurden die Kritikergebnisse mitgeteilt, von ihm als Betriebsprobleme bestätigt und daraufhin eine Entwurfsaktion für das Frühjahr 1989 verabredet. Für die Studenten ging es darum, Wahrnehmungskompetenz von Lebensqualität im Produktionszusammenhang auszubilden – neben dem tieferen Eindringen in Sachprobleme eine Voraussetzung für soziale Wertungsschärfe im ästhetischen Urteil.

Im März ging es mit elf Studenten nach Ohrdruf. Gleich zu Beginn übergab der Werkleiter eine Themenliste, die auch zusätzliche Aufgabenstellungen enthielt. Insgesamt waren zu bearbeiten:

- Farbgestaltung eines Fertigungsreiches;
- Fahrerstand eines Regalbediengerätes;
- Typarbeitsplatz an einer automatisierten Fertigungsstrecke;
- Gestaltung einer Ausstellungsgalerie in der Fachwerkscheune;

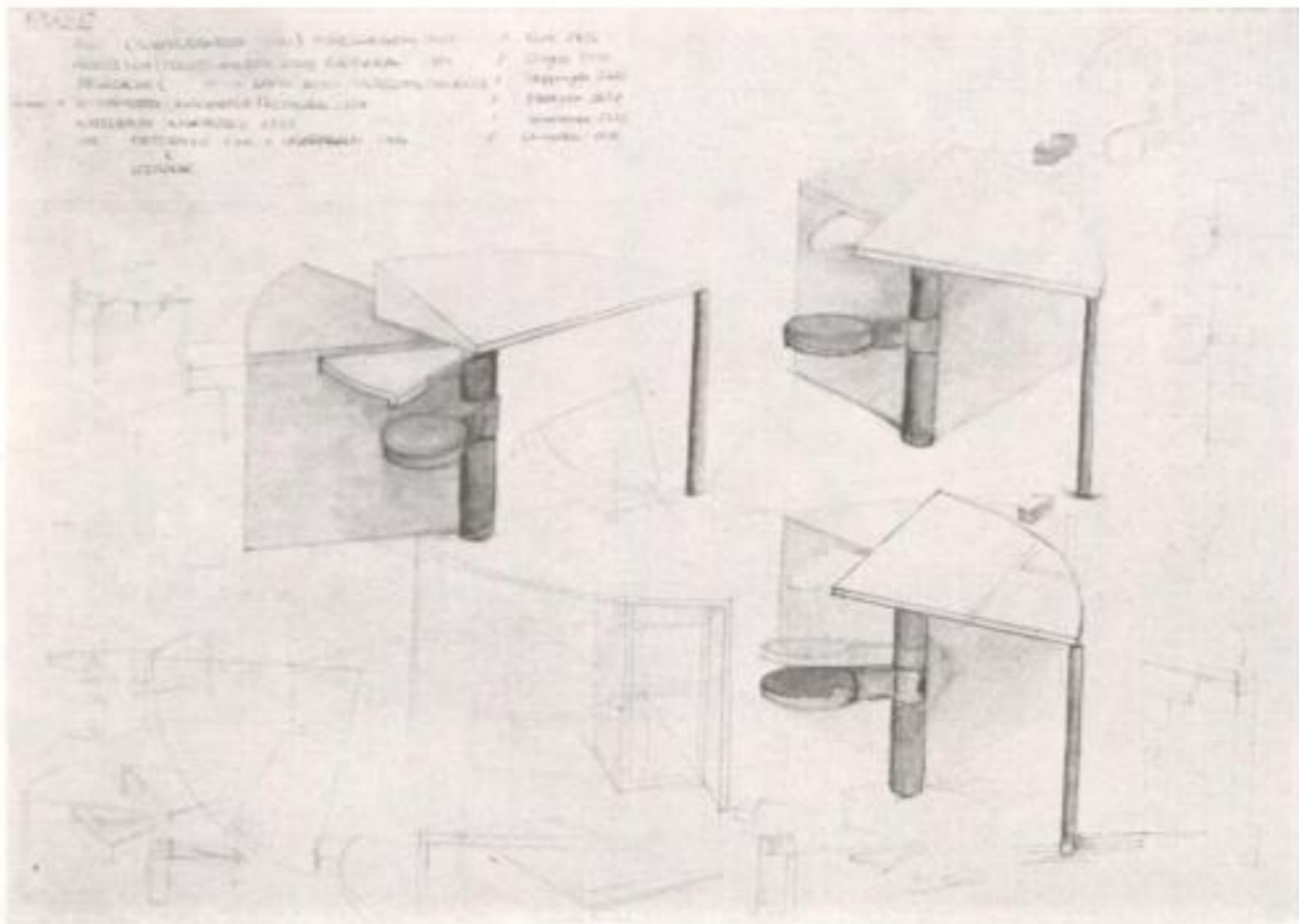


- Farbgestaltung eines Innenhofes des Altwerkes;
- Plastik am Haupttor;
- Prospekt zum technischen Denkmal „Fachwerkscheune und 12 000-PS-Dampfmaschine“;
- Fassade und Umfeld einer Kaufhalle in Ohrdruf.

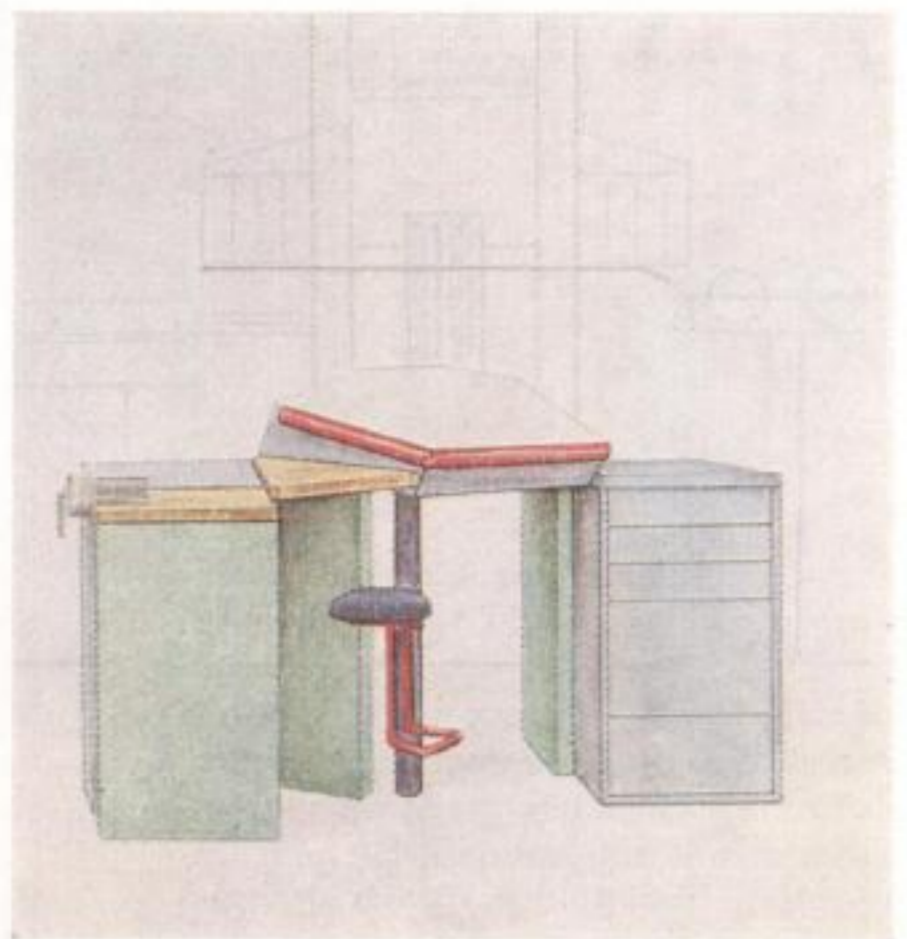
Die thematische Breite des Auftrages überrascht. Einerseits ist sie Ausdruck der Stellung des Werkes für den Ort und daher plausibel. Andererseits bedeutet sie Überforderung. Entwerfen ist ein zeitintensiver Prozeß, der, gemessen an der Typik der Aufgabe, durch vielfältige Recherchen, Studien, Versuche, Abstimmungen und Bestimmungen geprägt ist. Für unsere Entwurfsaktion standen nur zehn Tage zur Verfügung. Die angebotenen Aufgaben waren dagegen durchaus diplomwürdig und zudem nicht spezifisch für Arbeitsumweltgestalter. Das war die Seite der Bedenklichkeit. Den Studenten wurde freigestellt, sich für eine Aufgabe zu entscheiden. Ein Betriebsingenieur versorgte uns mit allen nötigen Arbeitsmitteln. Wir konnten uns zeitlich unbegrenzt im Betrieb aufhalten, ein Reglement gab es nicht, Studenten und Arbeiter sahen sich gegenseitig über die Schulter. Die Schaffenssituation während des Seminars schien optimal, intensive kooperative Abläufe waren

möglich. So war die Basis für die sogenannte konzeptionelle Gestaltung gegeben. Zudem konnte davon ausgegangen werden, daß gute dauerhafte Beziehungen zum Betrieb bestehen und im Bedarfsfall Korrekturen bzw. präzise und definitive Gestaltungsverweise Teil dieser Beziehungen sein können. Schließlich spürten wir die seltene Chance, in der Spannweite von Arbeit und Spiel arbeiten und produktiv werden zu können. Auch die Bedenken zur Aufhebung der Arbeitsteiligkeit lösten sich in diesem Bezugsfeld auf, und schließlich: wo beginnt und wo endet Arbeitsumweltgestaltung?

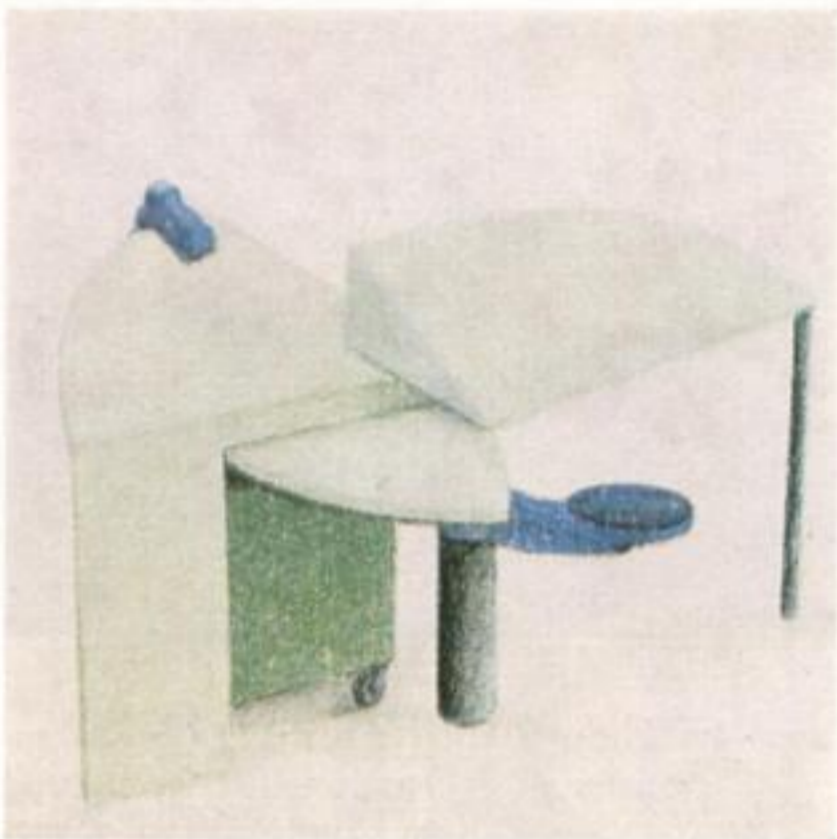




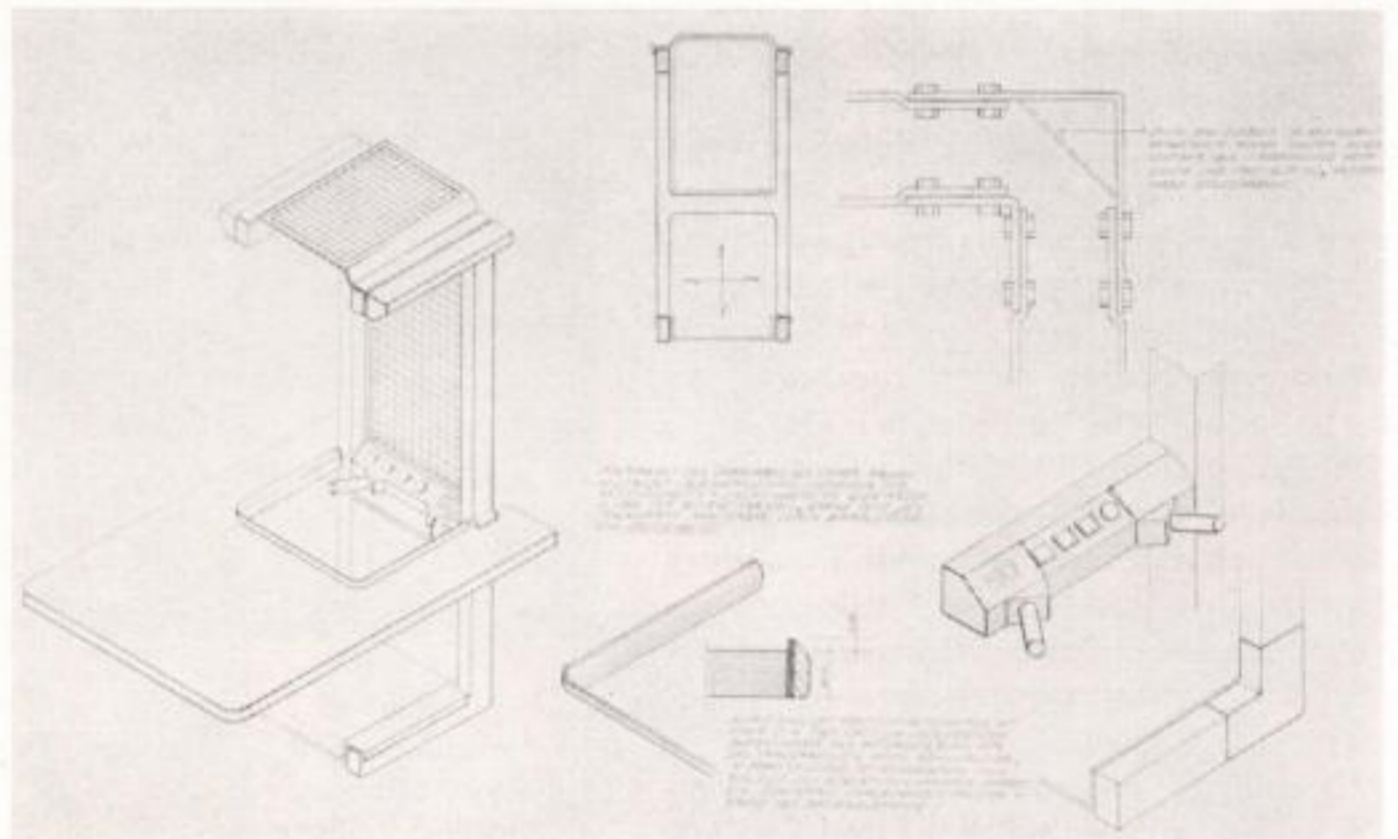
2



3



4



5

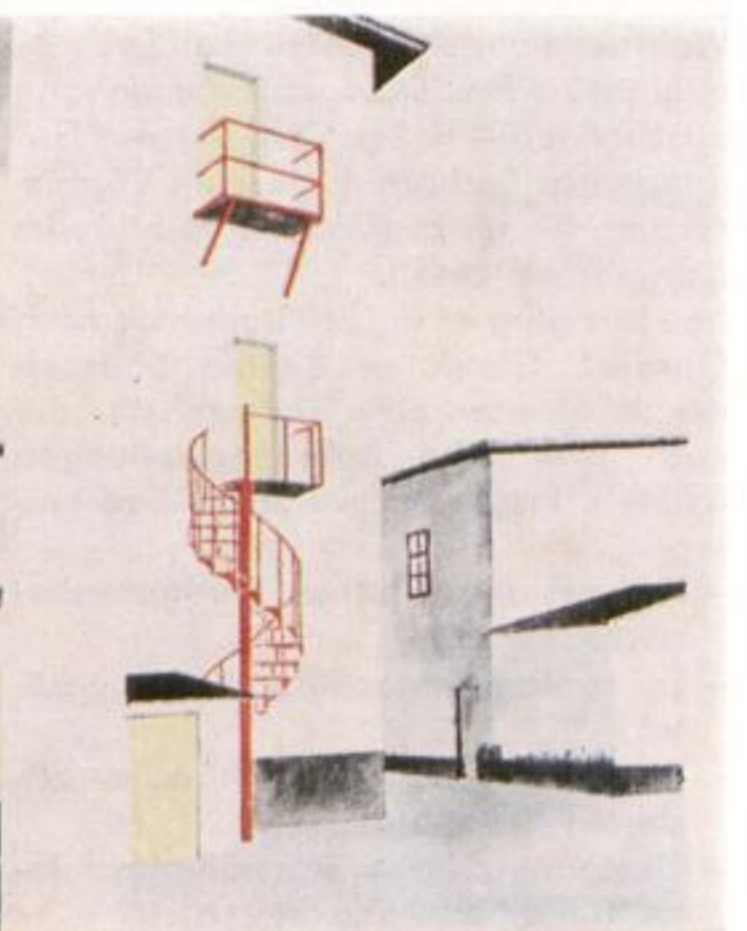
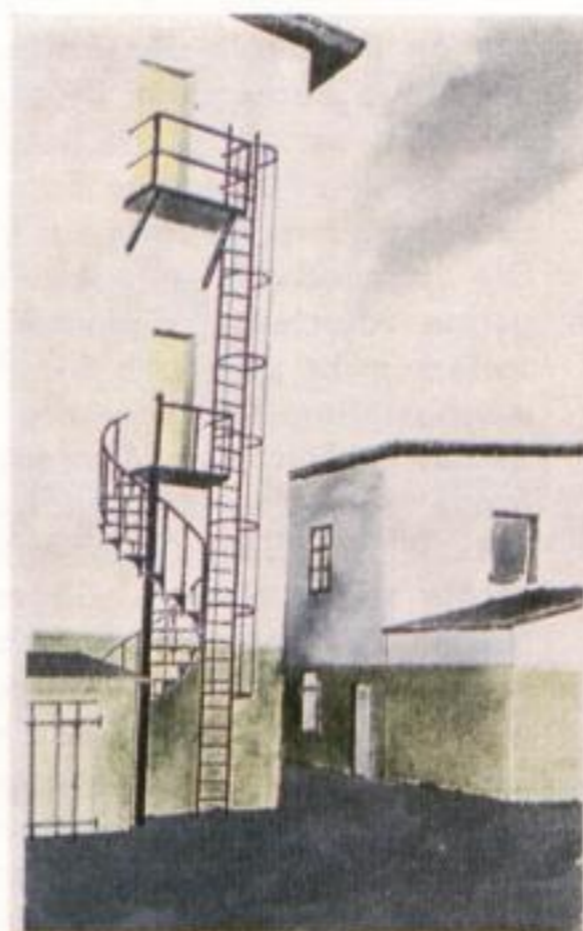
1, 6-8  
**Farbgestaltung eines Werkinnenhofes**  
 Kooperative Vorgehensweise der Bearbeiter hätte stärkere Entwürfe hervorbringen können.  
 Gestalter: Steffen Mehner, Anette Sendler, 3. Studienjahr  
 1/6/8  
 bereits ausgeführte Farbvorschläge für den Innenhof  
 7  
 Entwurf

2-4  
**Typarbeitsplätze**  
 Beide Entwürfe folgten einem originellen Konzept. Der Entwurf aus dem zweiten Studienjahr weist noch Probleme mit der zeichnerischen Darstellung und Farbfestlegung auf.  
 Gestalter: Annette Hopfe, 2. Studienjahr (2/3), Annett Kühn, 4. Studienjahr (4)  
 5  
**Fahrerstand für ein Regalbediengerät**  
 Der Fahrerstand wurde strukturell neu organisiert, weist noch Schwächen im Detail und Unsicherheit bei der Farbfestlegung auf.  
 Gestalter: Jörg Vater, 3. Studienjahr

9  
**Plastik für das Haupttor**  
 Auf großformatigen Skizzenpapieren ist das Hauptprodukt des Werkes als Ergebnis eines spannungsvollen Werdeganges vom Rohmaterial zum Stahlbehälter dargestellt. Die fehlende Möglichkeit plastischer Versuche zeigt sich im noch nicht bewältigten Entwurf.  
 Gestalter: Silke Duda, 3. Studienjahr  
 10/11  
 Kaufhalle  
 Gestalter: Brita Arndt, 3. Studienjahr



6



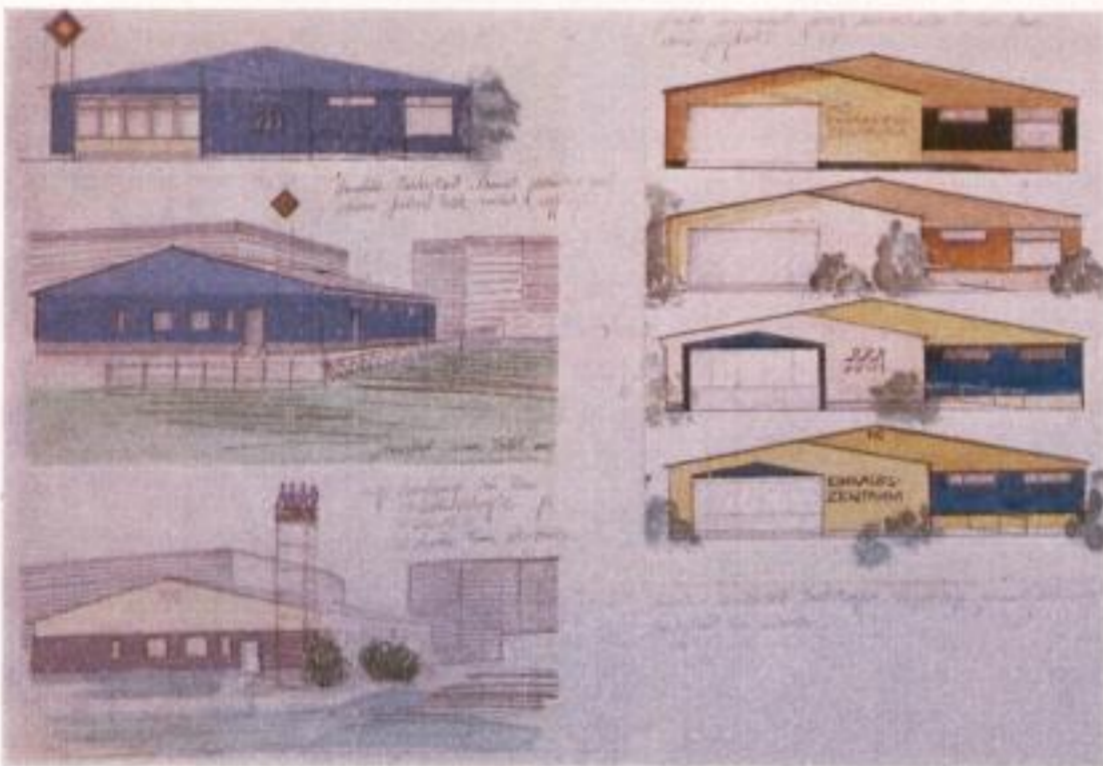
7





8

9



10

11

10 Die im Rohbau befindliche Kaufhalle sollte ihres schafstallähnlichen Charakters enthoben werden. Der engagierte und nutzerorientierte Entwurf – auch behinderte Käufer wurden bedacht – griff in die Tektonik ein. Die Gliederung des Baus nur durch Farbe ist weniger akzeptabel.

11 realisierte Farbgestaltung

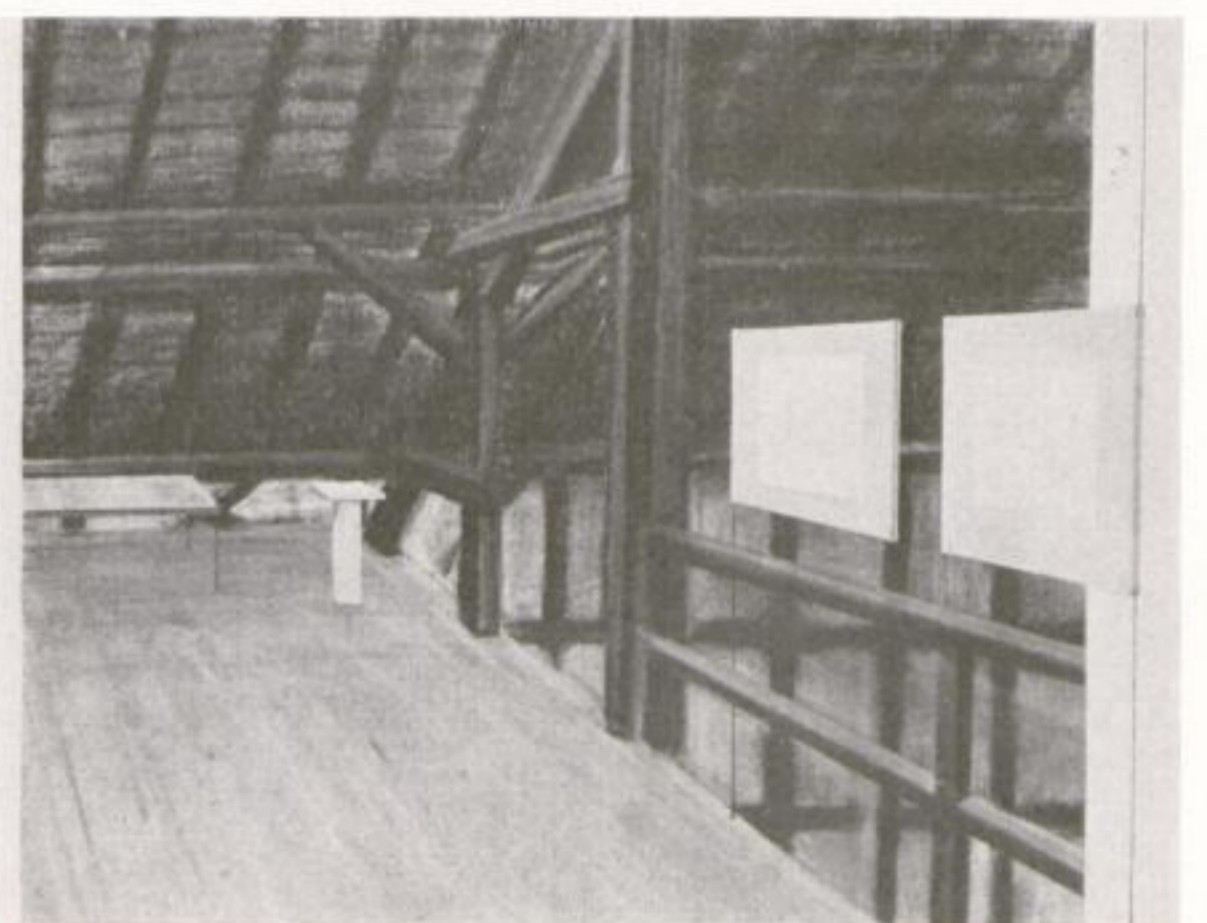
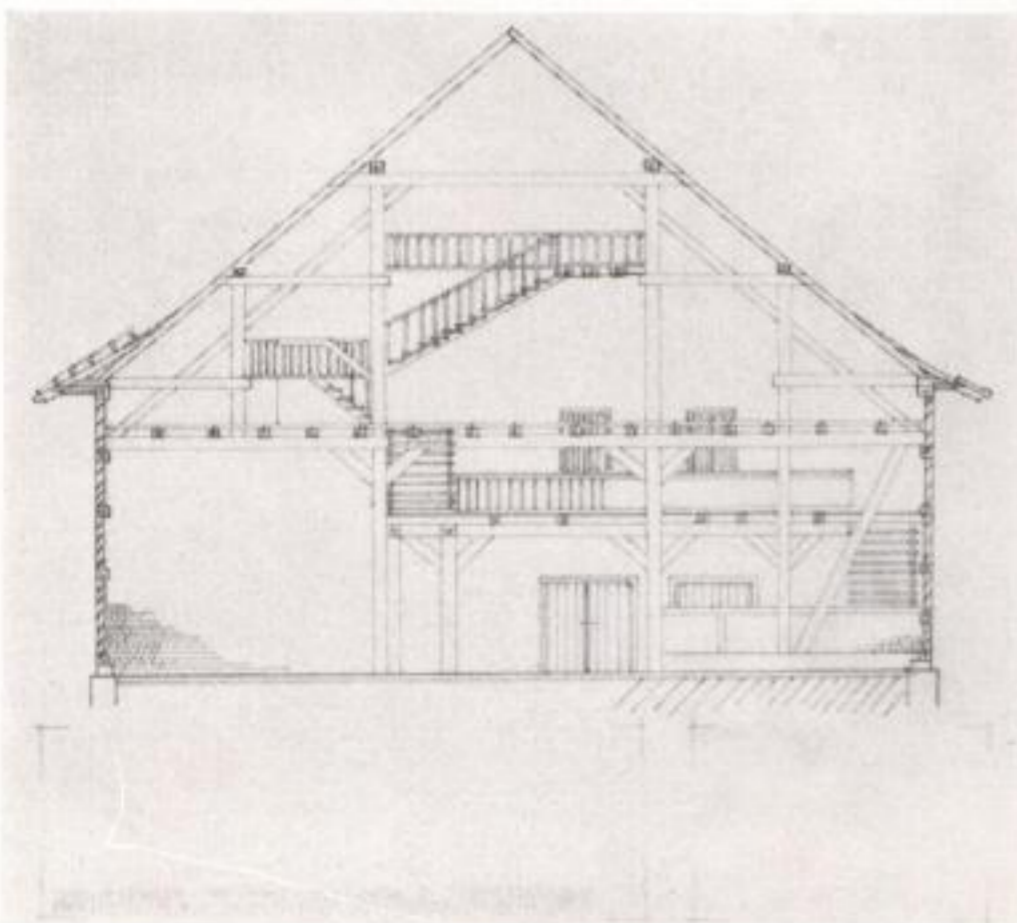
12 Prospekt für ein technisches Denkmal, Ausschnitt Diese Arbeit wurde durch verschiedene Werbematerialien ergänzt. Nicht bewältigte Details sind fehlender Zeit anzulasten.

Gestalter: Sabine Eichler, 3. Studienjahr

13 Ausstellungsgalerie im technischen Denkmal Die Ergebnisse sind aufgrund der technischen Umtersetzung am leichtesten umsetzbar. Gestalter: Uta Polster, 3. Studienjahr

Studentenarbeiten an der Hochschule für industrielle Formgestaltung Halle, Burg Giebichenstein, 1989

Betreuer: Peter Luckner



12

13

19



# Dekoratives Porzellan

Ulrike Papenfuß

**Ulrike Papenfuß, Absolventin der Hochschule für industrielle Formgestaltung Halle, Burg Giebichenstein, 1988, stellt Überlegungen zur inhaltlichen Neubestimmung des Begriffs Zierporzellan vor. Sie entwickelte beispielhaft Produktideen für eine Atelierproduktion des Markenporzellanproduzenten VEB Porzellanwerk „Weimar-Porzellan“ und wurde mit dem Design-Förderpreis 1989 ausgezeichnet (siehe form+zweck 5,89).**

Das Produktleitbild des Zierporzellans ist formal, funktionell und ideell von traditionellen Formen beeinflusst, vorrangig vom Barock, Rokoko und deren Neoformen, teilweise auch vom Klassizismus. Gerade im Bereich der (Zier-) Porzellanerzeugnisse sind Leitbilder besonders langlebig. Einmal wegen der seit 250 Jahren vorhandenen Technologie umfangreicher manufaktueller Produktionsschritte. Auch der praktische Gebrauch des Porzellans auf dem Tisch und im Raum hat sich in dieser Zeit kaum verändert. Zudem scheint bis heute der Barock Maßstab der Bewertung handwerklicher und künstlerischer Leistungen in Porzellan zu sein, da der Beginn der Porzellanherstellung in Europa von barocken Formen geprägt war. Das weitgehend unkritische Zu-

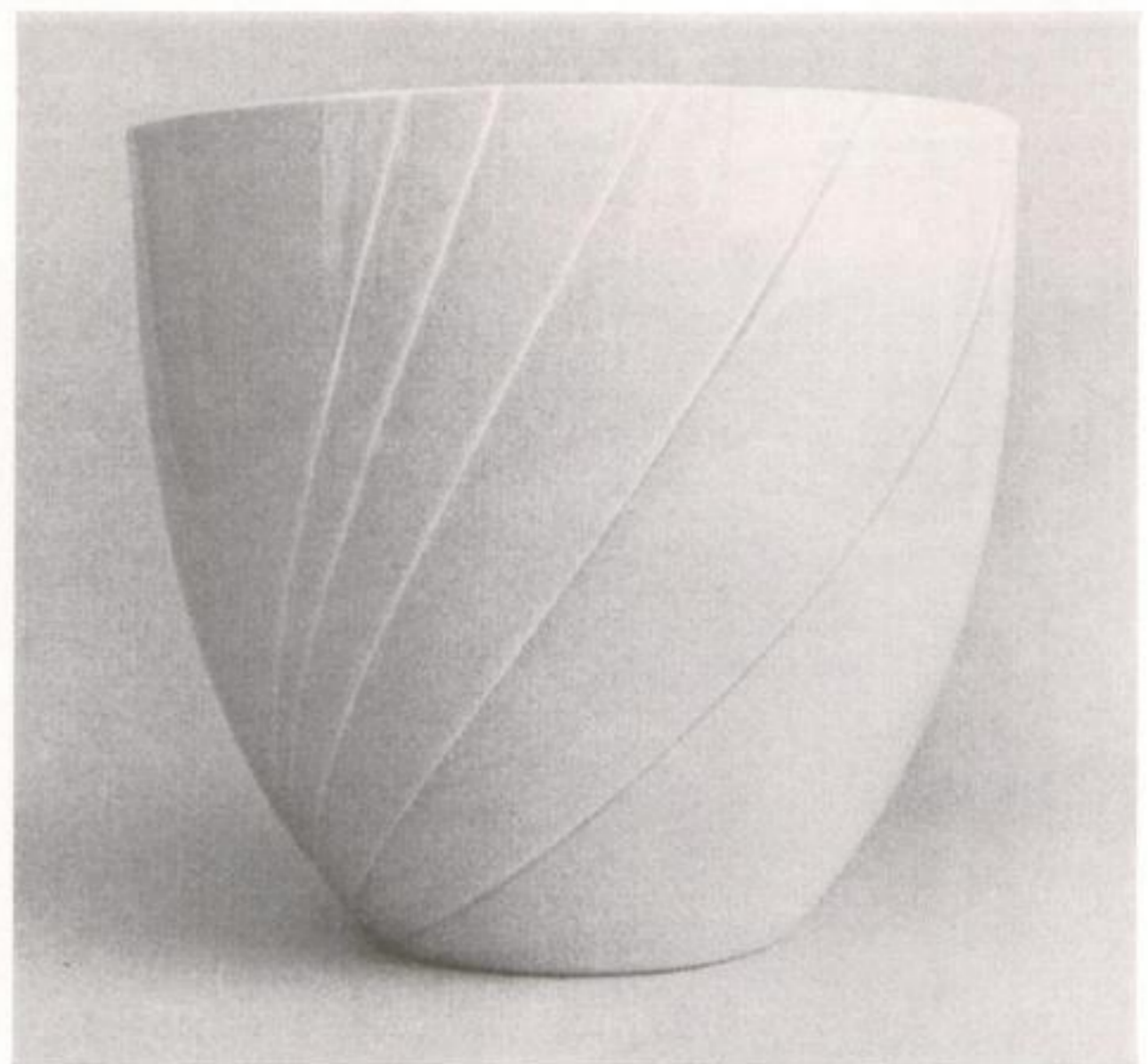
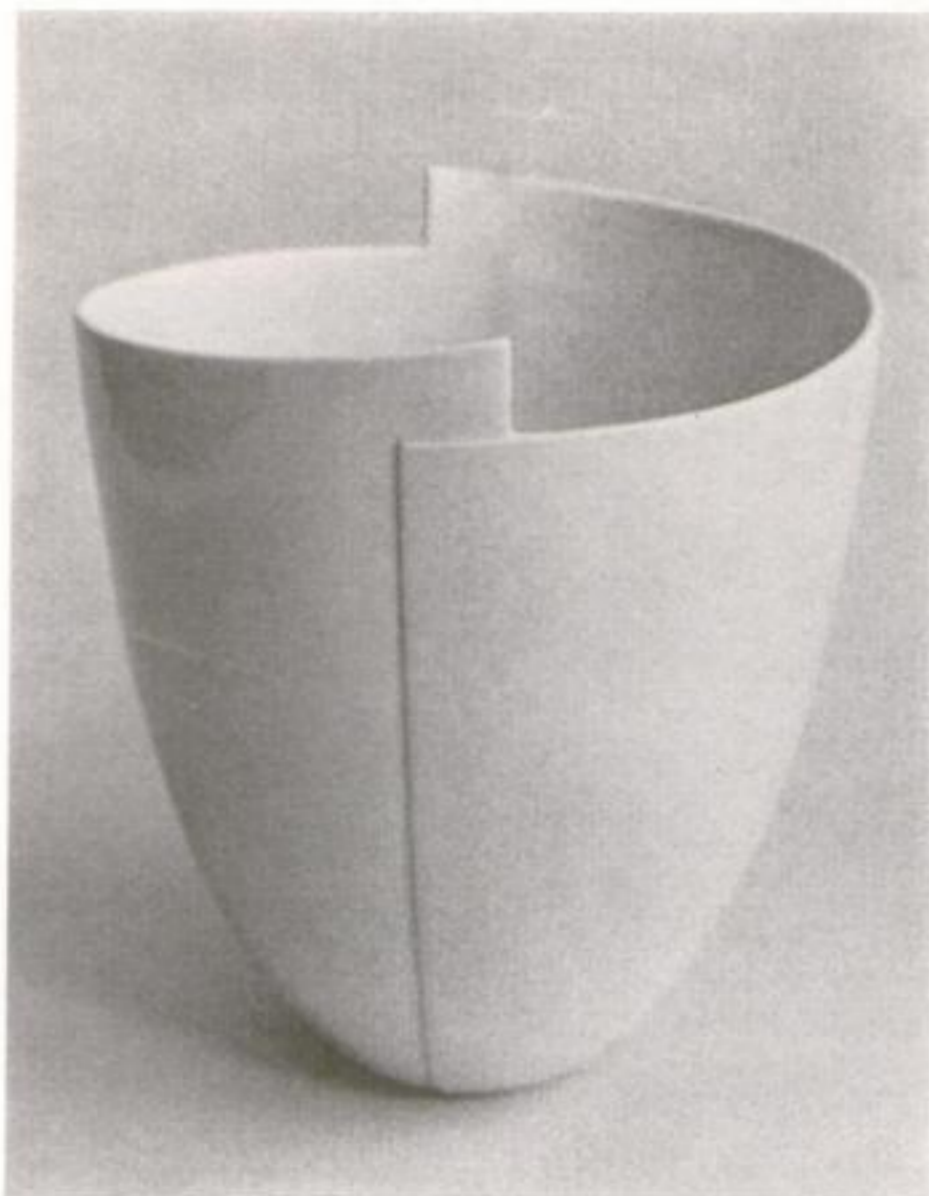
rückgreifen der Produzenten, Händler und Käufer auf historisch geprägte Formen gibt offenbar eine Sicherheit und Vertrautheit im Erleben und der Beurteilung. Es stellt eine ideelle Verbindung zu einer „Zeit des Reichtums und des Glanzes“ her, und die konkrete Gegenständlichkeit steht hier als Vermittlung des Reichtums.

Die DDR als traditioneller Porzellanproduzent hat die Möglichkeit, zeitgenössische Entwicklung von Design und Kunst in Porzellan zu fördern. Dazu gehören künstlerische Vielfalt, Qualität und Originalität, die sich an einer eigenständigen geistigen Konzeption der kommunikativen Funktionen der Gegenstände in unserer Gesellschaft orientieren. Um Mißverständnissen vorzubeugen, wird im folgenden statt „Zierporzellan“ der Begriff „dekoratives Porzellan“ verwendet. Mit dem Aufzeigen von gesellschaftsrelevanten Alternativen zu Snobismus, Geldanlage und Besitzerstolz kann das dekorative Porzellan zum differenziert eingesetzten Instrument der Selbstdarstellung werden und die kommunikativen Funktionen hinsichtlich der individuellen und gruppenspezifischen Darstellung von Qualitäts- und Materialempfinden entfalten. Diese Funktionen müssen

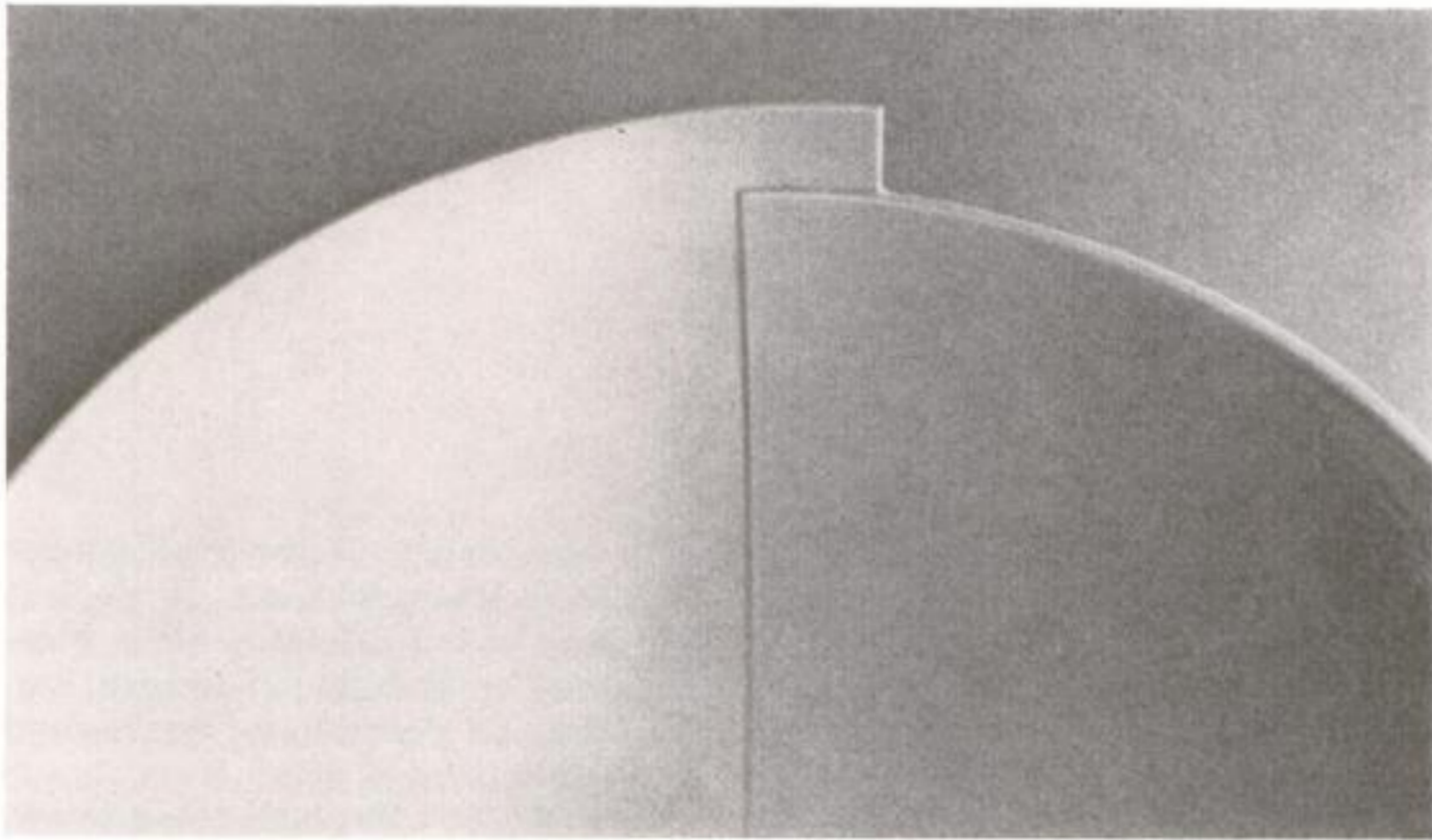
über den ideellen und praktischen Gebrauch realisiert werden und nicht allein durch Besitz.

Dekoratives Porzellan wird heute in Bereichen mit unterschiedlicher Produktionsstruktur hergestellt – kunsthandwerklich, manufaktuell, industriell. Die Produkte sollten Ziel und Besonderheit der jeweiligen Produktionsstruktur widerspiegeln. Die noch enge Verflechtung von manufaktueller und industrieller Fertigung in der Porzellanindustrie der DDR bietet für die Herstellung von dekorativem Porzellan – zum Beispiel im Rahmen einer Atelierproduktion – gute Voraussetzungen.

Die weitverbreitete formale und sortimentsseitige Trennung von „Gebrauchsporzellan“ und „Zierporzellan“ kann aufgehoben werden, soweit Porzellengefäße – praktischer und dekorativer Bestimmung – in ihren vordergründigen Funktionen einander durchdringen und zu einer gestalterischen Einheit finden. Sie müssen eine Grundauffassung von praktischem Gebrauch und sinnlich wahrnehmbarer Qualität vermitteln. Gestalterische Einheit soll keine formale Angleichung oder „Gleichmacherei“ bedeuten, sondern heißt: die praktischen Anforderungen der einzelnen Artikel beachtend, eine gleiche







Qualität zu entwickeln, die die Artikel nach ihrem Gebrauch (Anlaß, Anzahl und Stellung im Raum oder auf dem Tisch usw.) unterscheidet und das im Erscheinungsbild verdeutlicht.

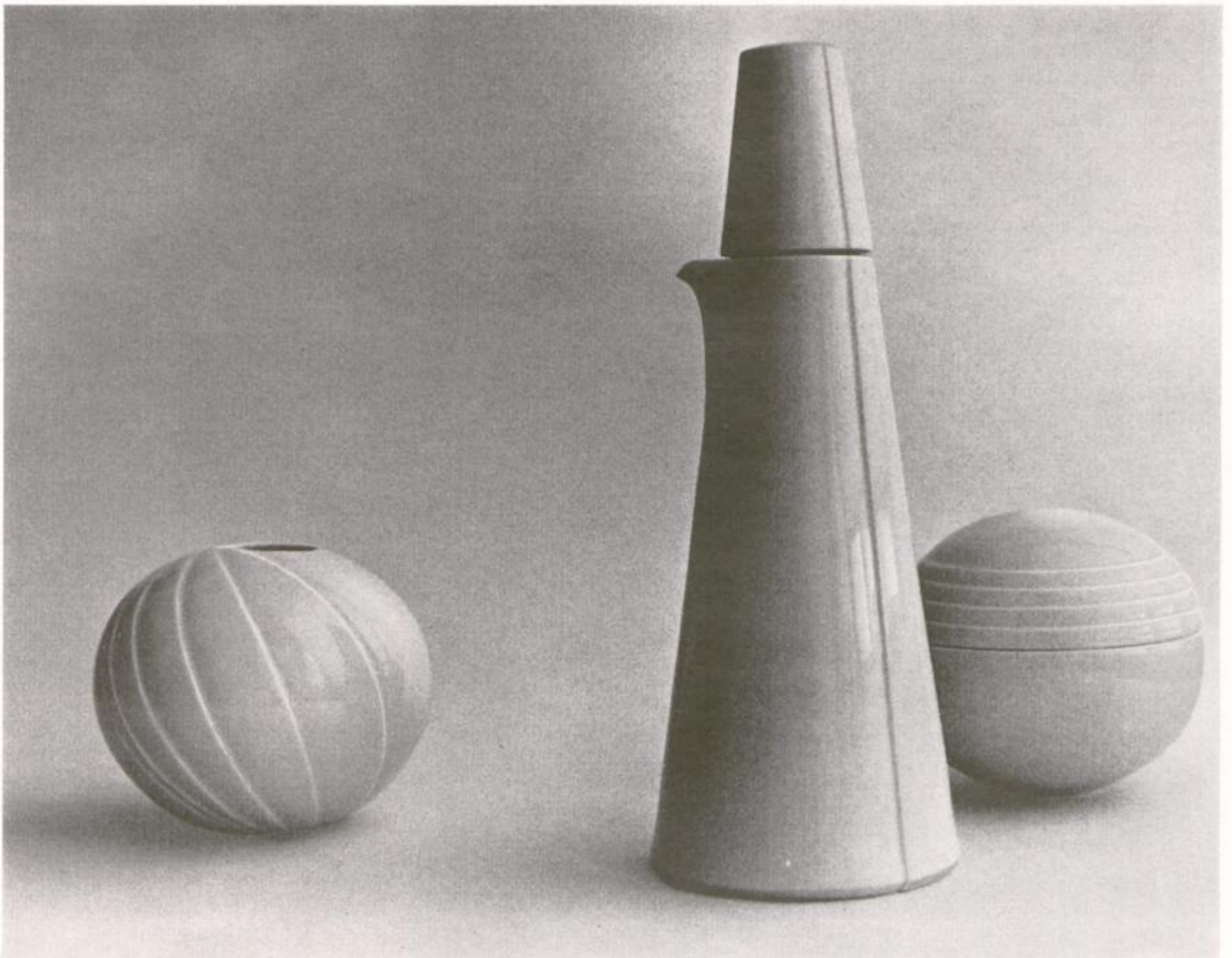
Eine sinnvolle Vielfalt anzubieten heißt:  
– Lösungen in zeitgemäßer Form neben historisch geprägten Formen zu akzeptieren;

– eine breite Palette von Services für den festlich gedeckten Tisch, über Zu-

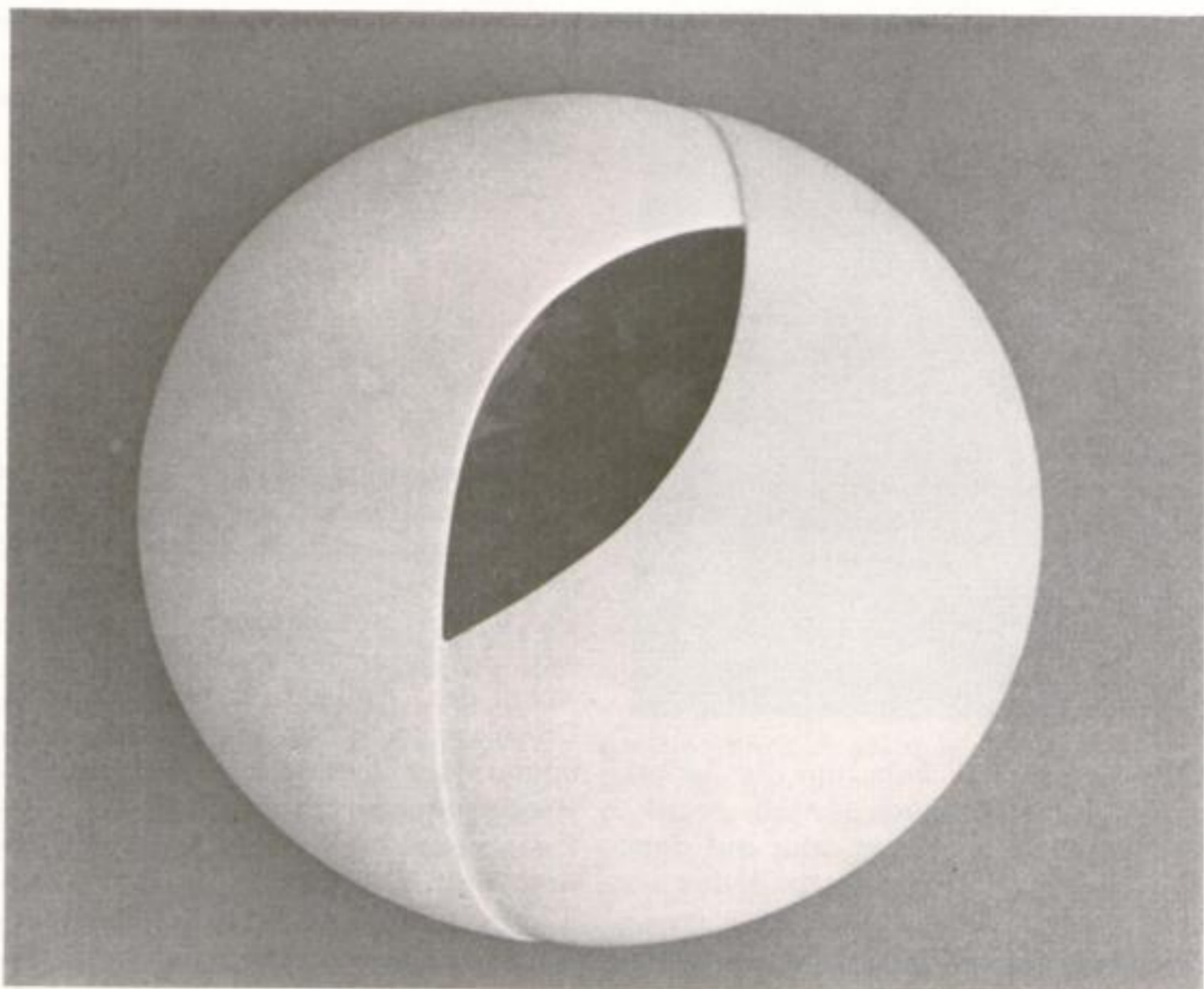
satzartikel, eigenständige dekorative Serien und Einzelstücke, von Gefäßen bis zu Objekten in Porzellan zu schaffen.

Die Vielfalt soll dem persönlichen Bedarf an Zusammenstellung und Auswahl der Artikel entgegenkommen. Daraus entsteht die Möglichkeit, Empfinden für Qualität auszubilden und Wertigkeiten zu schaffen.

Eine breite Auswahl allein vermag jedoch noch nicht das konservative Leitbild aufzubrechen. Dazu bedarf es vieler Aktivitäten im Rahmen der Distribution, die die Anonymität der Produkte aufheben (Präsentation, Werbung, Verpackung, Informationen über den Herstellungsprozeß, Materialästhetik und -spezifik, Sortiment, Nutzungsvor-







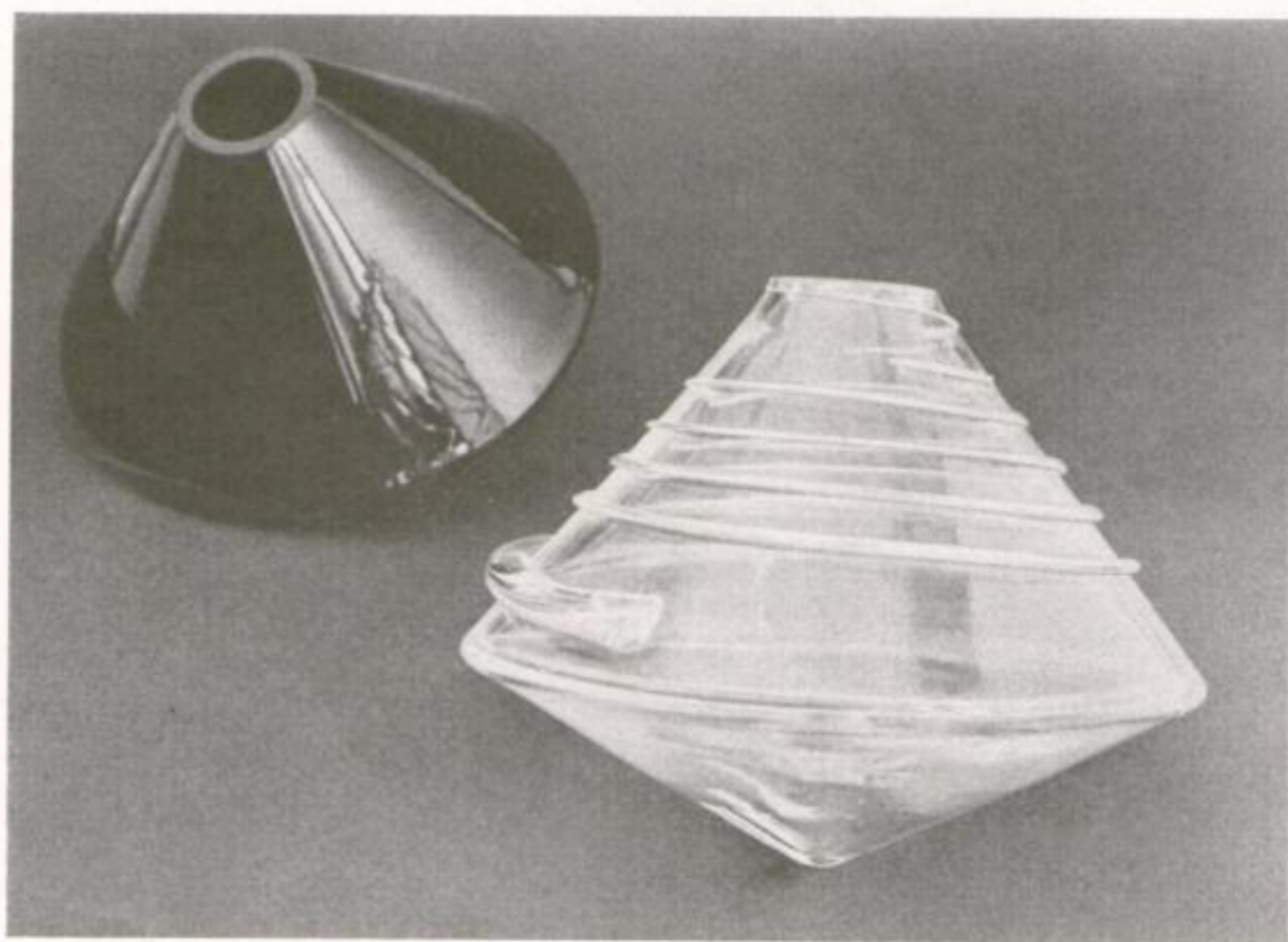
schläge, Gestalter, Motiv und Gestaltungsprozeß ...).

Eine wichtige Forderung dabei ist die Qualität. Sie wird über die Gestalt des Produktes transportiert. Eingehaltene Festlegungen der Technischen Kontrollorganisation (TKO) sind ebenso wichtig wie geschickte Organisation der Arbeitsschritte und sensibler Umgang mit dem Material bei der Bearbeitung. Qualität äußert sich zum anderen in der Gestaltung, in den zur Realisierung der gestalterischen Idee verwendeten Techniken, im angebotenen Sortiment und seinen Nutzungsmöglichkeiten. Die Qualität der Gestaltung schließt ein, – die porzellantypischen Eigenschaften und ihre Grenzen für die Gestaltung auszunutzen;

– den Charakter der Produktionsstruktur und der verwendeten Techniken zu verdeutlichen – die qualitativen Unterschiede zwischen den ästhetischen Werten der Produktionsstruktur in der Produkterscheinung sichtbar werden zu lassen;

– ein Sortiment zu bestimmen, das dem Material, der Produktionsstruktur und dem Bedürfnis des Konsumenten entspricht.

Diese allgemeinen Forderungen an die Produktion dekorativen Porzellans sollten für Markenporzellanproduzenten in Form einer Atelierproduktion (Kleinserie) Gestalt annehmen. Ihr Ziel muß die vielfältige gestalterische Entwicklung sein, als Vorreiter im Design, Teststrecke der Realisierung, Qualitätsmaß-



stab und Marktindikator für die industrielle Serienproduktion.

Für die Atelierproduktion eines Markenporzellanproduzenten wurden Produktideen für dekoratives Porzellan und Glas gestaltet.

Den ersten Komplex bildet eine Kollektion von Porzellangefäßen als Grundstock für eine sortimentsseitig erweiterbare und auch formal variable Serie von Gefäßen für verschiedene Pflanzen, Früchte, Speisen und anderes.

Das Thema – geteilte, verschobene, überlagerte Porzellanflächen – wandelt sich in den unterschiedlichen Artikeln in Auffassung, Form und Proportion. Die Produktion dieser Gefäße ist aufgrund der komplizierten Randabschlüsse mit einem erhöhten manuellen Aufwand verbunden und setzt Überlegungen zum technologischen Ablauf der Atelierproduktion voraus.

Der zweite Komplex, Glasgefäße, ergänzt das Porzellanensemble. Beschränkt auf drei Formen im Originalmaterial, entstanden zwei Schalen, die in ihrer Grundform dem Charakter der Porzellangefäße entsprechen. Das dritte, kreiselförmige Gefäß – sowohl Vase und Sammelglas als auch Tisch- und Spielobjekt – ist ein „Solitär“ mit dem Reiz, sich zu bewegen, zu kreisen ohne zu kippen.

In der dritten Gruppe sollten Eigenschaften des Materials gezeigt werden, die bei Gefäßen nur schwierig zur Wirkung zu bringen sind. Eine solche Eigenschaft ist Transparenz, das Durchscheinen von Licht. Dünne quadratische Porzellanplatten variieren durch aufgebraute Reliefs in ihrer Scherbenstärke und lassen so unterschiedlich stark das Licht durchscheinen.

Eine andere interessante Eigenschaft des Porzellans ist der Klang. Er kann ähnlich wie bei Glas auch bei Porzellan hervorgerufen werden, hat jedoch bei Porzellangefäßen keinerlei Tradition.

Es entstand eine „Klangunruhe“, die auf spielerische Weise das Phänomen Klang hörbar machen soll. Das Klangspiel besteht aus dünnen Porzellanplättchen in variiert Grundform, die sich, mit Sehne aufgehängt, zu kleinen Gruppen verdichten und durch Luftbewegung oder leichten Anstoß miteinander zu klingen beginnen.



# Wechselschritte

Angelika Petruschat

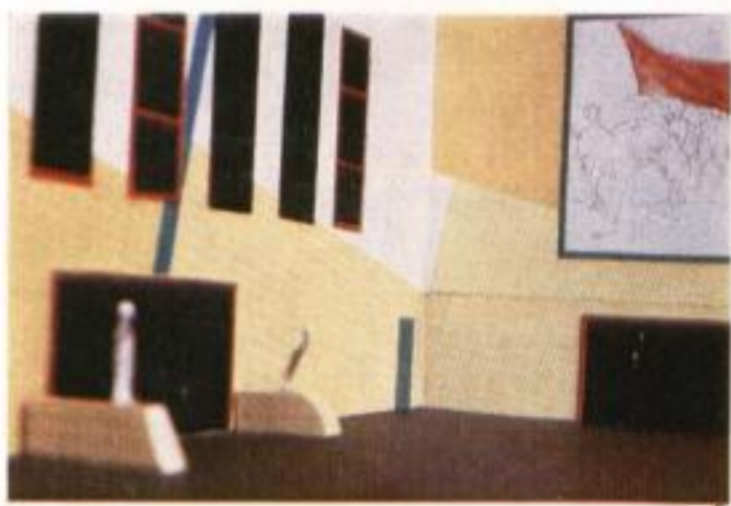
Bauhausbesucher kennen Dessau nicht. Dessau, die Stadt, liegt auf der anderen Seite des Bahnhofs. Wer nicht nur die Tradition, sondern auch die Wirklichkeit besichtigen will, sollte den Bahnhof in östlicher Richtung verlassen. Auf Nebenstraßen, den VEB Betonprojekt Dessau hinter sich lassend, vorbei am Landestheater, der nach Berlin und Bayreuth einst größten Bühne Deutschlands, vorbei an 1969/72 gebauten Y-Häusern mit Maisonettewohnungen, durch den „Stadtpark“ hindurch, versperrt schließlich die Wilhelm-Pieck-Straße, die Nord-Süd-Tangente, den weiteren Weg. Auf der anderen Straßenseite beginnt der Romanjukplatz mit Rathaus und Marienkirche an der Stirnseite, links und rechts begrenzt von Wohnblöcken, der „Scheibe Nord“ mit 188 Wohnungen und Ladenpassage, gegenüber acht- und elfgeschossige Wohnbauten. Der Platz selbst ist leer, am Rande: Budenkultur. Die weitere Suche nach einem Zentrum, einem Fixum, bleibt ergebnislos. Die nahegelegene Museumskreuzung, Haupteinkaufszentrum, ist der verkehrsdichteste Punkt Dessaus, Lust zum Verweilen kommt nicht auf. Spätestens hier erscheint die Tatsache, daß einige hundert Meter entfernt das Bauhaus steht, als Anachronismus. Versuche, in Dessau stadtplanerisch zu wirken, sind nicht zu Ende geführt, die mutigen Ansätze, die Stadt zur Landschaft hin zu

öffnen, sind Ansätze geblieben, Verkehrslösungen (Nord-Süd-, Ost-West-Tangente) verteilen die Stadt – eine verlorene Mitte.

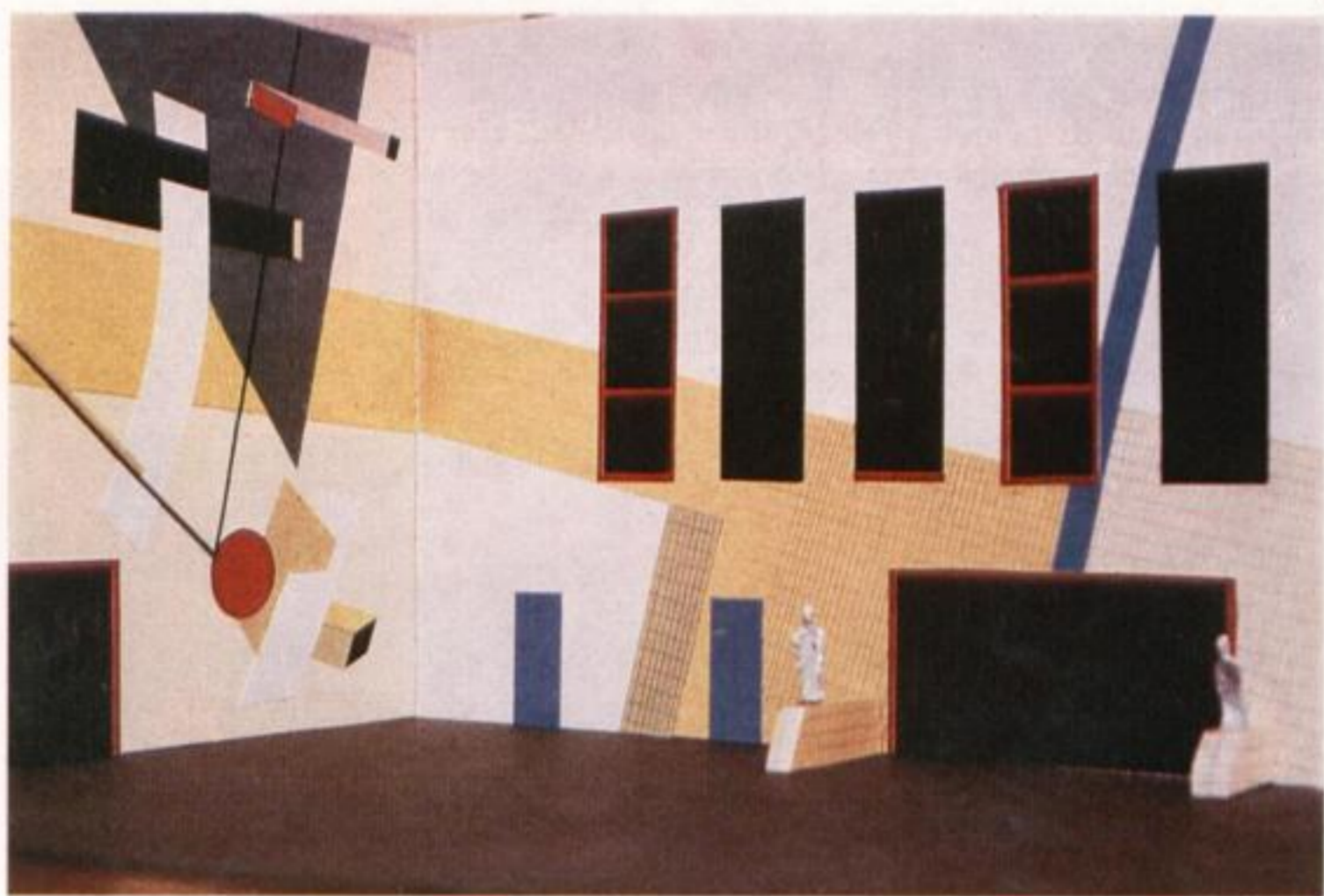
Seitdem das Bauhaus wieder Ort internationaler Zusammenarbeit von Städtebauern, Architekten, Designern ... ist, wird von hier aus versucht, diesen Zustand zu verändern. 1987 begann ein Projekt „Kommunaldesign – Qualität für den öffentlichen Raum“ mit einem ersten Seminar, in dem vor

allem Stadtmöbel entworfen wurden. 1988 glich ein zweites Seminar das favorisierte Skelett-Knoten-System den technologischen Standards der beteiligten Dessauer Betriebe an (siehe form+zweck 3/88).

Noch im gleichen Jahr sollte die erste Haltestelle errichtet werden. Die Realisierung lösen Stadt und Seminar gemeinsam: die Bedachungen (transparentes, einfärbbares Polyester) bestellte das Kollegium formbund, die Träger-



1-3  
der Dessauer Bahnhof  
Modell für die Umgestaltung der Bahnhofshalle  
(2/3) unter Verwendung eines Prouns von El Lissitzky  
und unter Einbeziehung zweier Plastiken von Rolf Biehl  
Entwurf: Stefan Weiß, formbund





- 4-7 die Situation
- 4 die Museumskreuzung, Haupteinkaufszentrum und verkehrsdichtester Ort Dessaus
- 5 der Westausgang des Bahnhofs
- 6 der zentrale Platz, jetzt Romanjukplatz
- 7 der Bahnhofsvorplatz



4



5

und Knotenelemente (industrielle Massenproduktion) stellen Dessauer Betriebe zur Verfügung, die Fundamente übernehmen die bauausführenden Betriebe. Für das dritte Seminar, im Mai 1989, hatten sich die Gestalter vorgenommen, an zwei ausgewählten Standorten öffentlichen Raum komplex zu gestalten.

Doch die Wirklichkeit war schneller. Unabhängig von den Bemühungen des Bauhauses, erhielten Städte der DDR den Auftrag, bis zum 40. Jahrestag der DDR ihre Bahnhöfe zu rekonstruieren, unter anderem Dessau. Die Stadt hatte bereits ihren Plan, als Formbund davon erfuhr und über Nacht einen eigenen Entwurf machte, der von der Stadt akzeptiert und angenommen wurde. Vor allem wohl wegen der mitangebotenen Realisierungsleistungen und wegen der Erfahrungen, die die Gruppe an verschiedenen Orten mit ähnlichen Projekten bereits gemacht hat (Gunter Bernhardt/Reinhard Kranz: Mitropa Neubrandenburg; Stefan Weiß: U-Bahnhof Vinetastraße).

Im April – noch bevor das dritte Seminar begann – standen schon die Baugerüste im Bahnhof. Damit waren Tat-



6

sachen geschaffen und ein erster Ort für komplexe Gestaltung definiert. Parallel dazu und in Vorbereitung des Seminars waren zwei Studien in Auftrag gegeben worden – eine Diplomarbeit zur Gestaltung des Bahnhofsvorplatzes und eine Funktionsstudie Zentrum Dessau. Letztere beschreibt sieben Problembereiche und schlägt vor, ein Fußwegenetz zu schaffen und von dessen Struktur her Gestaltungsaufgaben zu ermitteln. Man entschied sich für den Bahnhofsvorplatz und seinen Westausgang, für die Museumskreuzung und den zentralen Platz, den Romanjukplatz.

Das Spannungsfeld, in dem sich die Seminarveranstalter und -teilnehmer

bewegten: „Stadtdesign ist ohne städtebauliche Planung nicht möglich“ (Karl-Heinz Burmeister) – „Stadterneuerung mit Hilfe von Design ist nicht möglich“ (Wolfgang Paul, stellvertretender Stadtarchitekt). Dieses Spannungsfeld umschreibt zugleich die Realisierungsschwierigkeiten der entworfenen Ideen. Schwierigkeiten deshalb, weil es hierfür keine festgelegten Finanzierungsmuster gibt – die Entwürfe liegen unterhalb der Ebene des Generalbebauungsplanes, dessen Investitionen nur der Bezirk genehmigen kann (Dessau, Bezirk Halle, liegt im Schatten der Chemiarbeiterstadt), und die Entwürfe liegen oberhalb des Reparatur- und Instandhaltungsplanes, über dessen Mittel die Kommune selbst verfügen kann. Daß die Gestaltungsleistungen trotz dieser Schwierigkeiten eine Chance, eine Perspektive haben, ist vom Entwurfsansatz her durch die Gestaltungshaltung ermöglicht worden: entworfen wurde mit dem Blick auf die Gesamtsituation der Stadt und im Bewußtsein dessen, daß Stadtgestaltung kein einmaliger und dann abgeschlossener, sondern ein andauernder Prozeß ist.



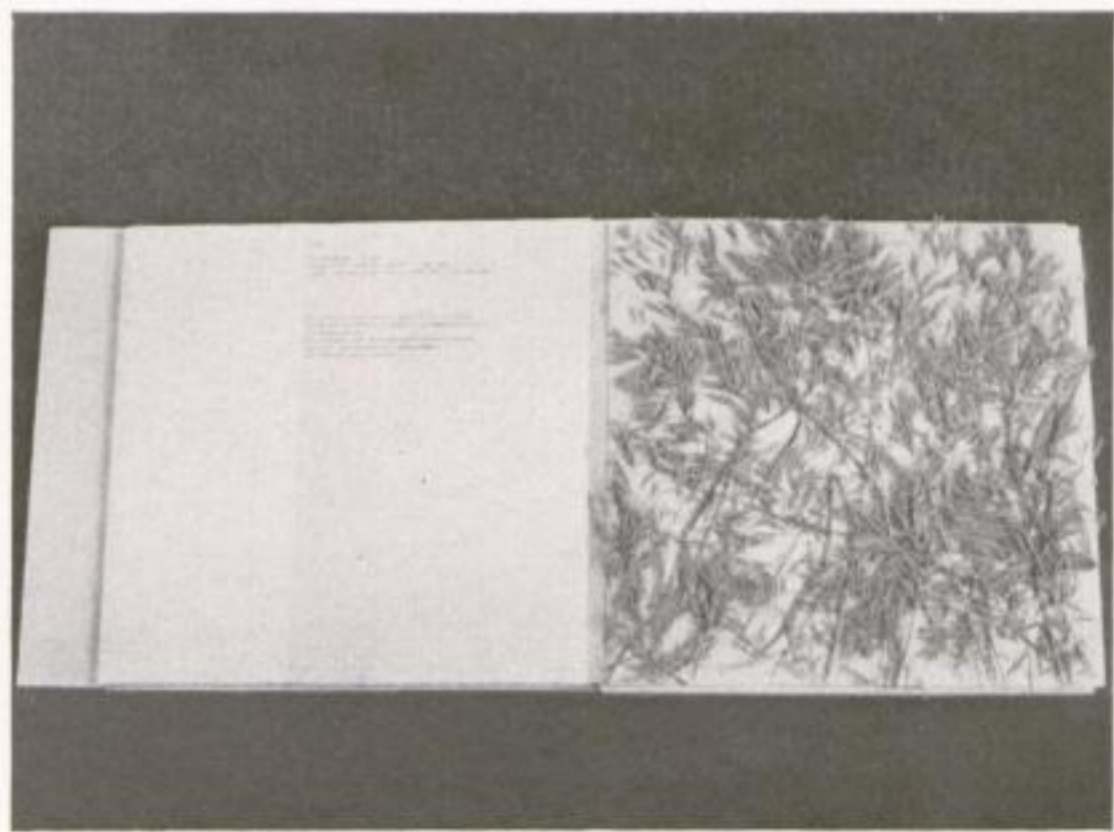
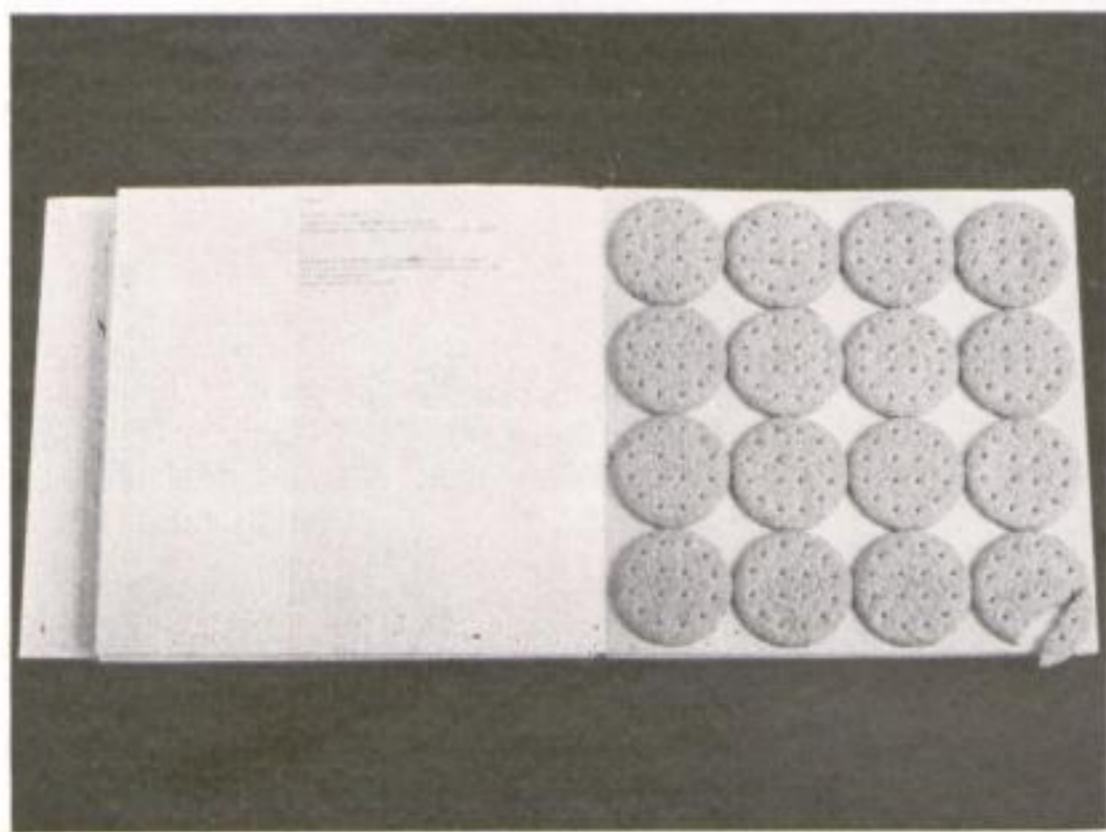
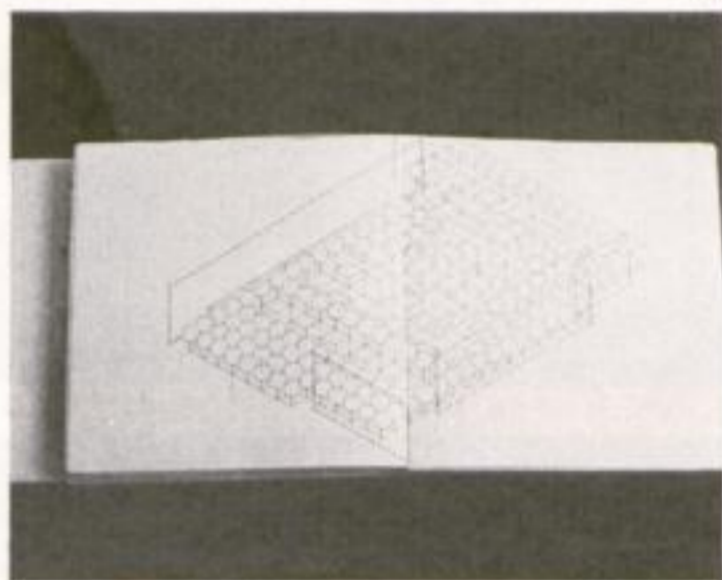
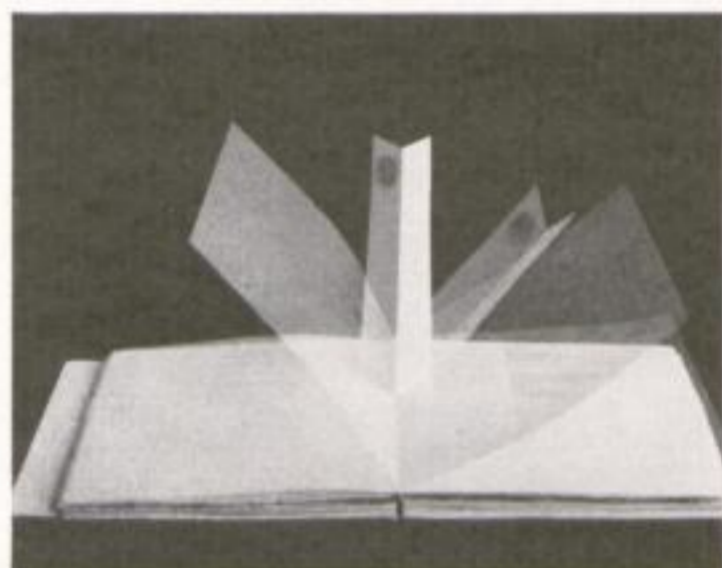
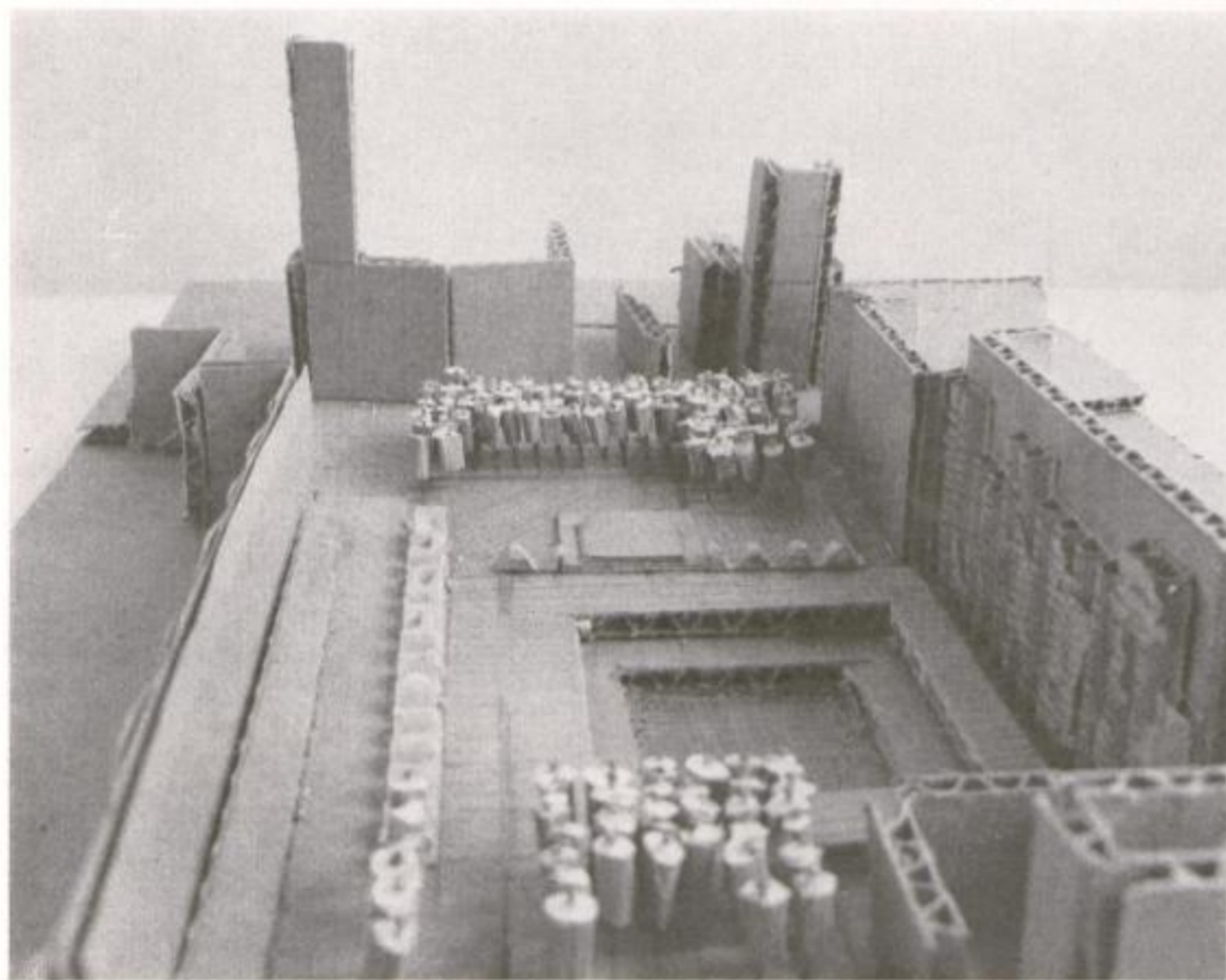
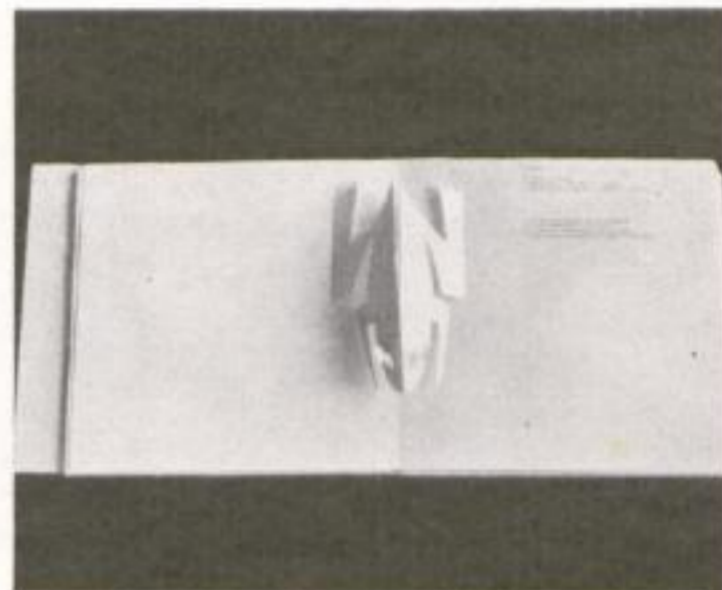
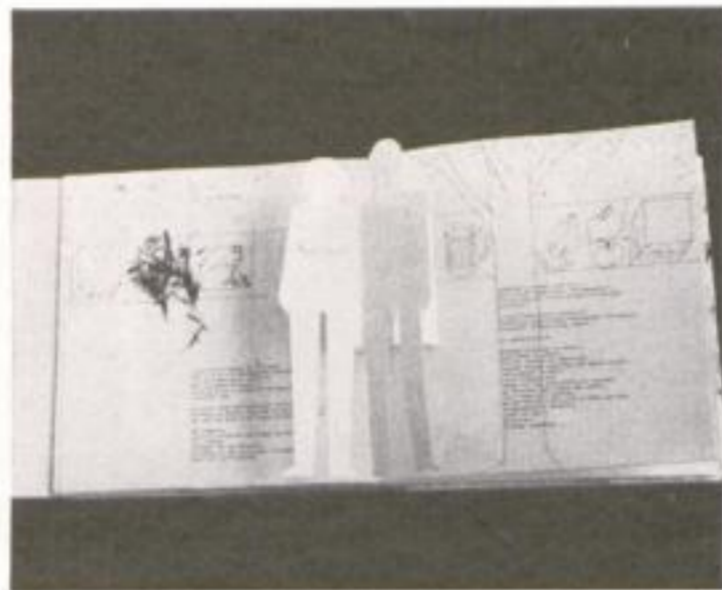
7



Arbeitsgruppe Platz:  
 Pavel Matousek/ČSSR, Helmut Müller,  
 Herbert Pohl, Martin Stein, Teun Teunissen  
 van Manen/BRD

8-14  
 Die Entwürfe für den zentralen Platz blieben am  
 fragmentarischsten. In Form eines Buches (8/9, 11  
 bis 14) wurde spielerisch überlegt, welche Funktio-  
 nen ein Platz haben kann, was vor seiner Gestal-  
 tung bedacht werden muß. Das Modell aus Well-  
 pappe (10) zeigt ihn als begrünten Ort.

Die Entwürfe können zunächst als Lö-  
 sungen genommen werden, die die Si-  
 tuation an einzelnen Standorten we-  
 sentlich verbessern, ohne Provisorien zu  
 sein oder spätere städtebauliche Va-  
 rianten zu versperren. Die im Seminar  
 geprobte komplexe, ganzheitliche Her-  
 angehensweise macht als nächsten  
 Schritt die Koordinierung ihrer Absich-  
 ten mit der städtebaulichen Perspekti-  
 ve Dessaus, ein Gesamtkonzept für  
 Stadtentwicklung, erforderlich. Ein sol-  
 ches, nur kooperativ zu leistendes Ge-



13

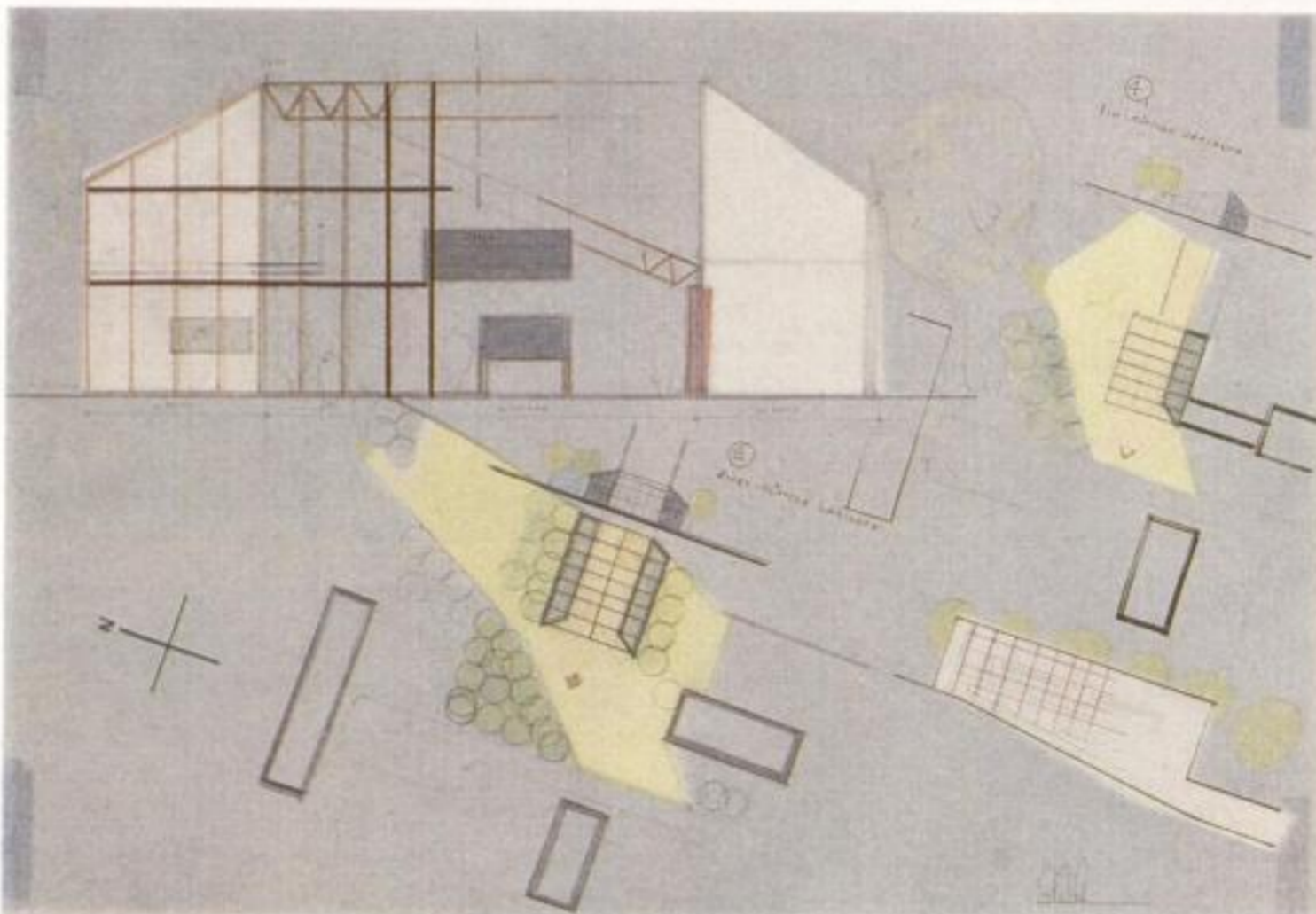
14

25

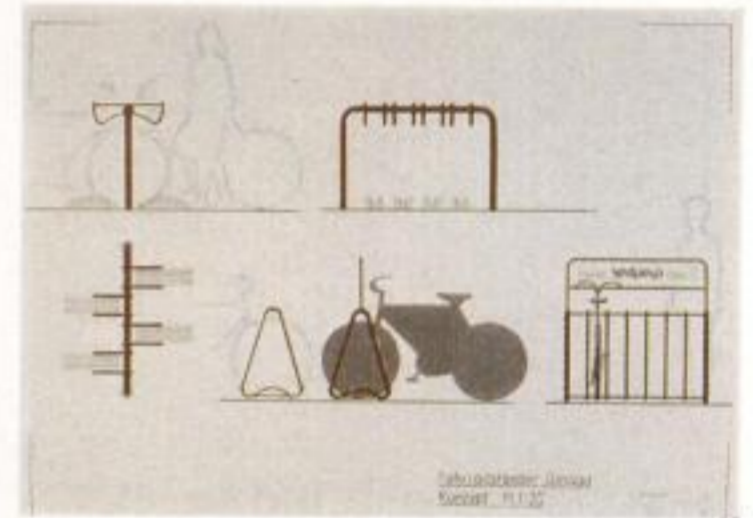




15



16



18

15-17  
Die Entwürfe für den Bahnhof, seinen Westausgang (15/16), für die Neuordnung des Bahnhofsvorplatzes (17) sollen partiell in zeitlicher Staffelung realisiert werden.

18  
Fahrradständer

19-22  
Entwürfe für die Museumskreuzung vor (19/20) und nach (21/22) einer Verkehrsberuhigung in verschiedenen Ausbaustufen

19/20  
Verlegung des Kaufhauseinganges; Einrichtung eines Cafés mit Vorgarten; Sitzgruppen mit Pergola vor dem Kaufhaus . . .

21/22  
bauliche Erweiterung der Kaufhäuser Magnet und Konsument; Einbeziehung der verkehrsberuhigten Straße; Anordnung zusätzlicher Funktionen wie Parkhaus und Markt bis zur Georgenkirche

23  
alternative Wegeführung vom Bahnhof zum Romanjunkturplatz; Neuorganisation des Verkehrs auf dem Bahnhofsvorplatz mit der Prämisse, die Bäume an diesem Ort zu erhalten (1); Bau eines Hotels (2); Anlegen einer Grünanlage (3); Einrichten einer Ladenpassage für verschiedene Gewerke (4); Blickbeziehung vom Stadtpark bis zur Marienkirche

**Arbeitsgruppe Bahnhof:**

*Gunter Bernhard, Gerd Haubner, Reinhard Kranz, Boris Krmla, Niko Sandhof, Barbara Schramm, Willy Val/Niederlande, Stefan Weiß*

**Arbeitsgruppe Kreuzung:**

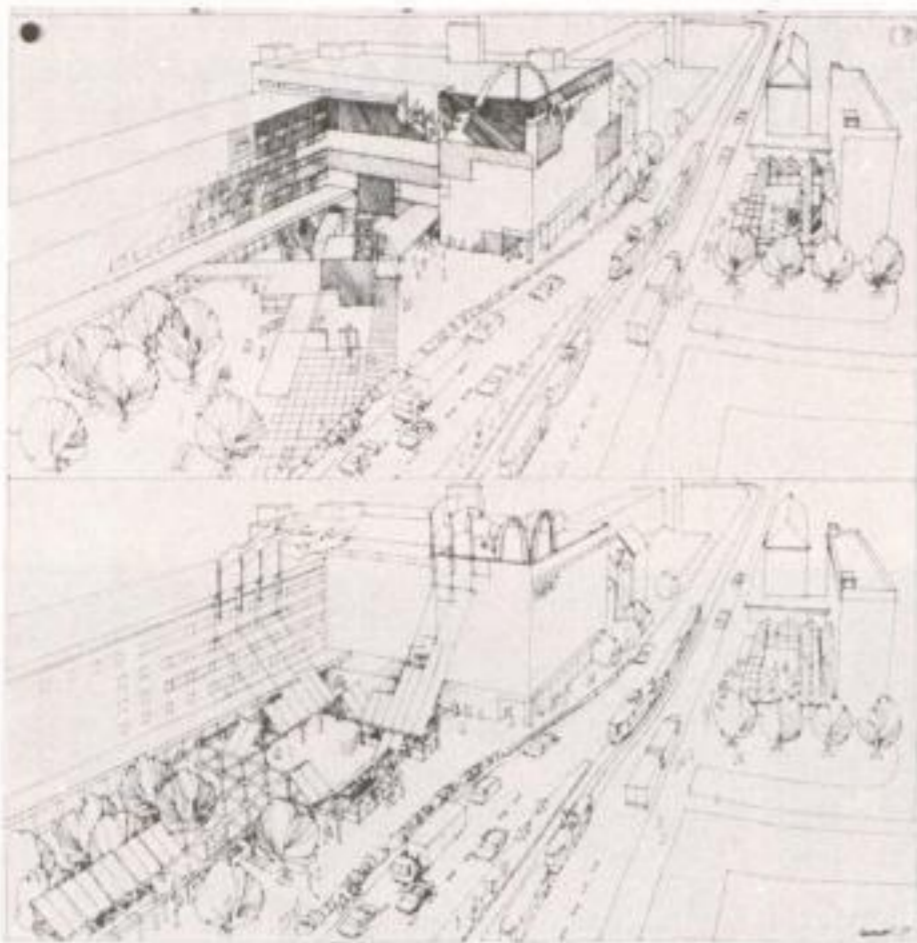
*Andrei Barkardshiew/VR Bulgarien, Hans Götz, Romualdas Martinkus/SU, Valdas Mickevicius/SU, Georgie Minervin/SU, Roland Volkmar, Wolf-Dietrich Werner*



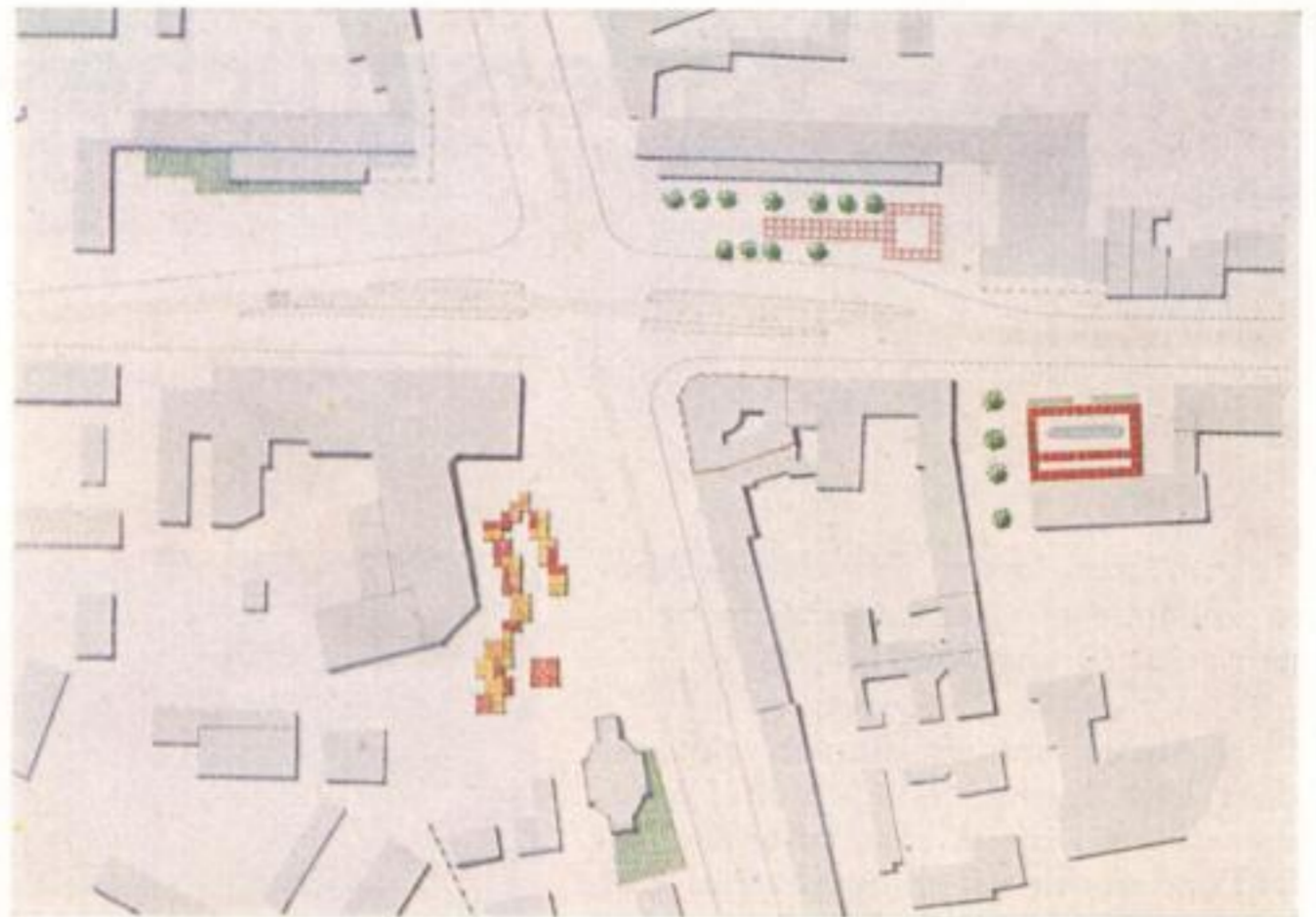
17

26

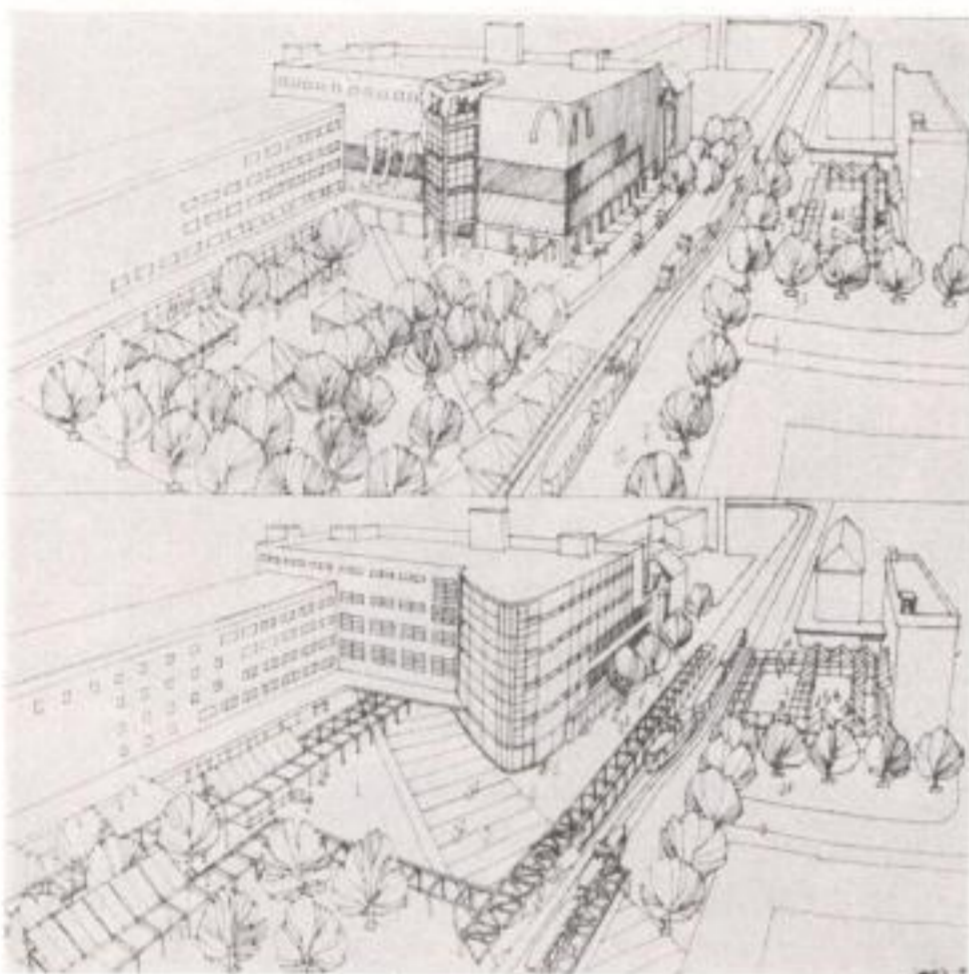




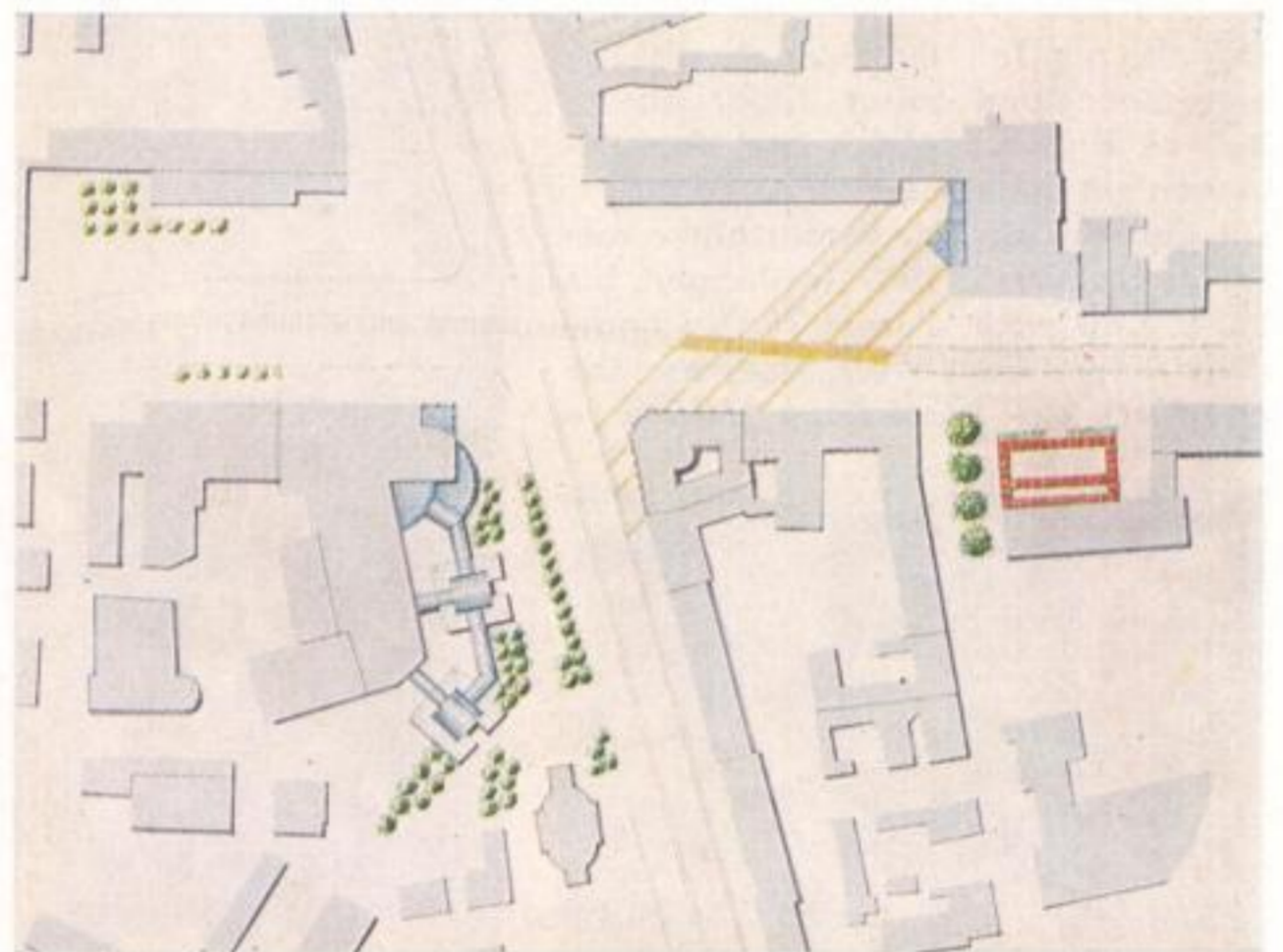
19



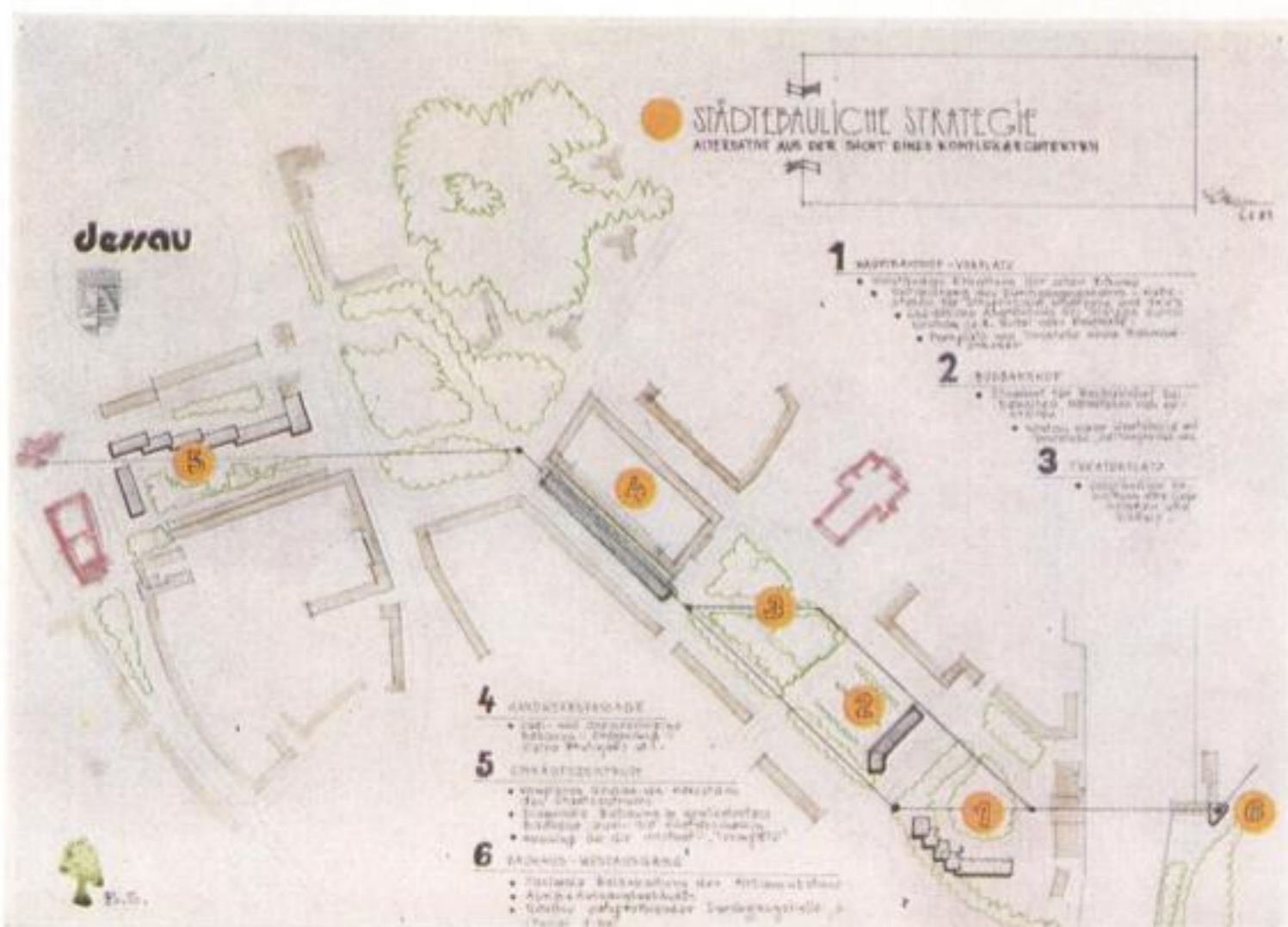
20



21



22



23

samtkonzept dürfte dann nicht nur auf die „Hauptbewegungsräume“ begrenzt sein. Dazu gehören das Aufarbeiten und Überprüfen bisheriger Stadtbaukonzeptionen, auch ihrer nicht realisierten Absichten, ein Erfassen des ökonomischen, sozialen, politischen, kulturellen und ökologischen Interessenspektrums der Dessauer Bürger, Betriebe, Institutionen, eine Kritik und Veränderung vorhandener Verkehrslösungen. Dazu gehörte auch eine grundsätzliche Verständigung darüber, was Stadt heute und morgen sein sollte. Reizvoll für alle Beteiligten, für die Bürger als Nutznießer, für die Gestalter als Akteure langfristig gedachter Veränderung, für die Bauhausmitarbeiter als Initiatoren und Mittler eines sinnvollen Projektes.

27



# Werte – Widersprüche – Alternativen

Helga Wetzel

„Wir müssen immer das Unerreichbare wollen, wenn das Erreichbare gelingen soll.“ (Bruno Taut)

Eine Ausstellung macht von sich reden. Überdurchschnittlich hohe Besucherzahlen, Diskussionen schon im Vorfeld und auch noch im nachhinein.

Liegt es daran, daß das dargestellte Objekt ganz real in unmittelbarer Nähe existiert, jedem zugänglich? Vielen sowieso bekannt als tägliche Lebensumwelt, als Teil ihrer Stadt, als Arbeitsgegenstand sogar. Oder daran, daß es bisher unüblich war, Ausstellungen mit derlei Themen zu zeigen?

Die Galerie Schwerin veranstaltete vom 14. 4. bis 14. 5. 1989 (verlängert bis 28. 5. und nach diesem Termin nochmals einer Gruppe von Interessenten erläutert) die Ausstellung „Werte –



Widersprüche – Alternativen“ zur Schelfstadt.

Die Schelfstadt ist nur eines von fünf Umgestaltungsgebieten in Schwerin, für die es ihrem Charakter entsprechend unterschiedliche Reproduktionsstrategien gibt. In ihrem Bestand gilt sie als besonders gefährdet. Zu erhalten ist sie nicht mit dem üblichen industriellen Wohnungsneubau in der Reihenfolge Großer Dreesch – Großer Moor – Großer Schelf.

Die barocke Schelfkirche, das Neustädtische Rathaus (seit 1900 Stadtbauamt), dazu eine Vielzahl ein- und zweigeschossiger Fachwerkhäuser als „typische“ Bebauung, hohe Mietshäuser seit Mitte des 19. Jahrhunderts. In der Die Schelfstadt – ein Teil der Innenstadt von Schwerin, einst Neustadt, jetzt für die Stadt wichtig als erhaltenswerter Teil der Altstadt. Ein geschlossenes Ensemble, wenn auch sehr heterogen in seinen einzelnen Teilen, basierend auf einer Struktur, die zu erhalten sich





**16 Fragen und Antworten zur Schelfstadt Schwerin\***

Olaf Weber

Was ist die Schelfstadt?

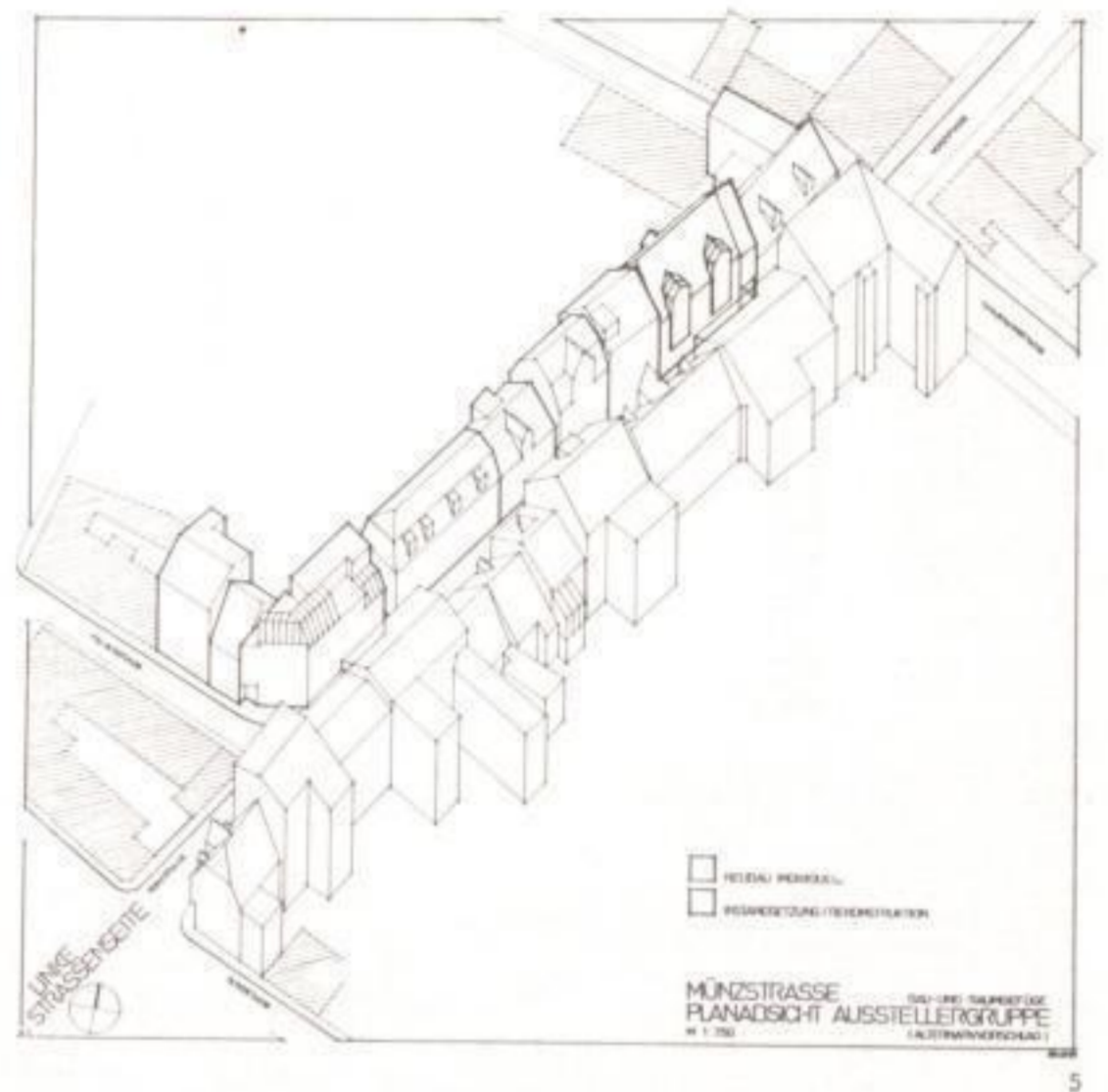
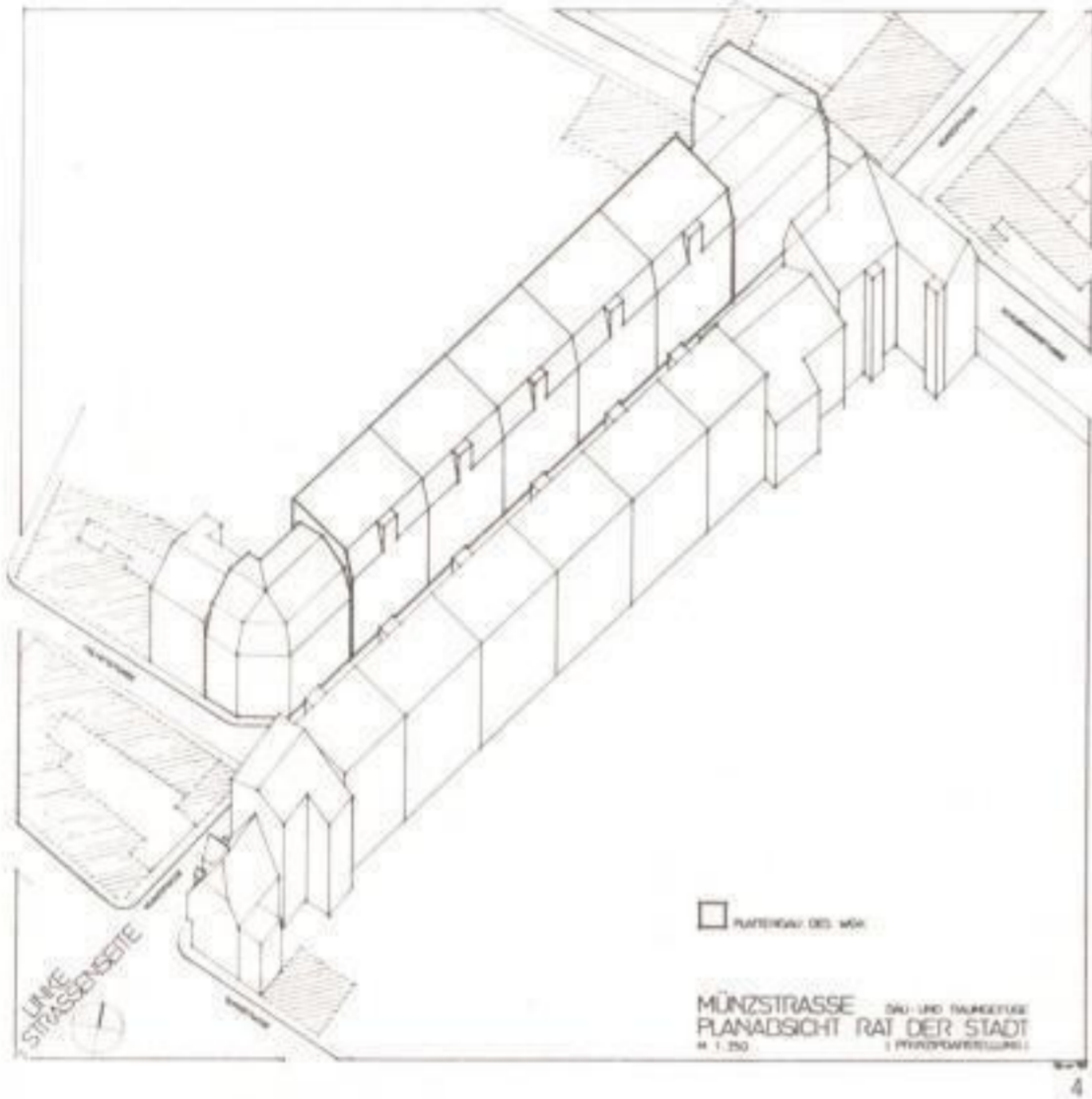
Ein schöner, häßlicher Teil der Stadt, der widersprüchlichste Teil der Stadt.

Wieso widersprüchlich?

Mehrmals wurde er erneuert, immer teilweise. Mehrmals wurde er neu gegründet. Gründerzeiten schaffen die Widersprüche: Die kleinen Reihen, die großen Häuserreihen, das Verfallene, das Monströse.

Sollte die Schelfstadt konserviert werden?

Sie muß verändert erhalten werden. Wo das Ebenmaß praktischer Harmonie fehlt, muß behutsam gebaut werden, wo das Schöne besteht, muß bewahrt werden. Die Apothekerstraße ist nicht die Münzstraße.



- 1 Galerie Schwerin
- 2 die Schelfstadt, Luftansicht
- 3 Straße in der Schelfstadt
- 4/5 Münzstraße  
Planabsicht Rat der Stadt 1988 (4)  
Planabsicht Ausstellergruppe (5)
- Isometrie: Dieter Hartung, Gottreich Albrecht
- 6 Neubau eines innerstädtischen Eigenheims für Gewerbetreibende, Münzstraße 26  
Entwurf: Gundula Dietrich
- 7 Innenhofgestaltung  
Entwurf: Susanne Seeliger
- 8/9 Fassadengestaltungen  
Entwurf: Dieter Hartung
- 10 Ladenausstattung, Puschkinstraße 33/40  
Entwurf: Hans-Kristian Sturm

lohnt, nicht nur als Beispiel barocker Stadtbaukunst in Mecklenburg.<sup>1</sup>

Farbigkeit vorwiegend von Materialien bestimmt – Ziegel- und Klinkermauerwerk, Holz, Putzflächen, Dachflächen, Straßenpflaster. Grün die Höfe, zum Teil aber auch überbaut und überfrachtet von Betrieben und anderen Einrichtungen, Lagerräumen, Schuppen. Kleinparzellierte Grundstücke, gepflasterte Straßen- und Platzräume. Abwechslungsreich, unverwechselbar, vielseitig, individuell als Erscheinungsbild und in den Funktionen. Eine Mischung von Wohnen, Arbeiten, Versorgung, Betreuung, Freizeitmöglichkeiten. Günstig in der Stadt gelegen, mit dem Altmarkt durch die historische Nord-Süd-Achse, jetzt Puschkinstraße, verbunden. In der 1988 durch das Büro des Chefarchitekten für das Gebiet erarbeiteten Leitplanung war ein hoher Anteil Abriss vorgesehen, eine „radikale Variante“, angepaßt an die Möglichkeiten der bezirklichen Bauproduktion. Die Münzstraße zum Beispiel mit typischen kleinteiligen Fachwerkbauten sollte auf beiden Seiten geräumt und mit Wohnungsbau in Montageplattenbauweise neu bebaut werden.

Diese Pläne und eine widerrechtliche Sprengung in der Puschkinstraße brachten den Stein ins Rollen. Nach einer Ministerratseingabe von vier Architek-

ten kamen diese und weitere Gestalter aus verschiedenen Fachgebieten zusammen, um alternative Vorschläge zu erarbeiten und der Öffentlichkeit vorzustellen. Mit dieser Gruppe kam etwas zustande, was noch in den seltensten Fällen funktioniert – die Zusammenarbeit von Leuten verschiedenster Professionen (Architekten, Denkmalpfleger, Designer, Grafiker, Fotografen, Kunstwissenschaftler, Soziologen, Schriftsteller, Maler, Grünplaner, Bildhauer), zuständig für Umweltgestaltung, an einer Aufgabe.

Raum für eine Ausstellung fand sich relativ schnell in der Galerie Schwerin, mit 120 Quadratmetern nicht gerade groß, sollten doch neben Architekturentwürfen auch Kunstwerke, Objekte, Textdokumentationen ausgestellt werden. Ansonsten war es nicht einfach, die Ausstellung durchzusetzen, eine Vielzahl von Diskussionen wurde geführt – bevor überhaupt eine Arbeit bekannt war; akzeptable Kompromisse mußten gefunden werden, bis nach Vorabnahme und Abnahme die Ausstellung eröffnet werden konnte. In halbjähriger angestrenzter Arbeit, vorwiegend in der Freizeit und ohne Honorar, entstanden Vorschläge für die städtebauliche Einordnung von Gebäuden, Grundrisse für Wohnungen und gesellschaftliche Einrichtungen, Fassa-

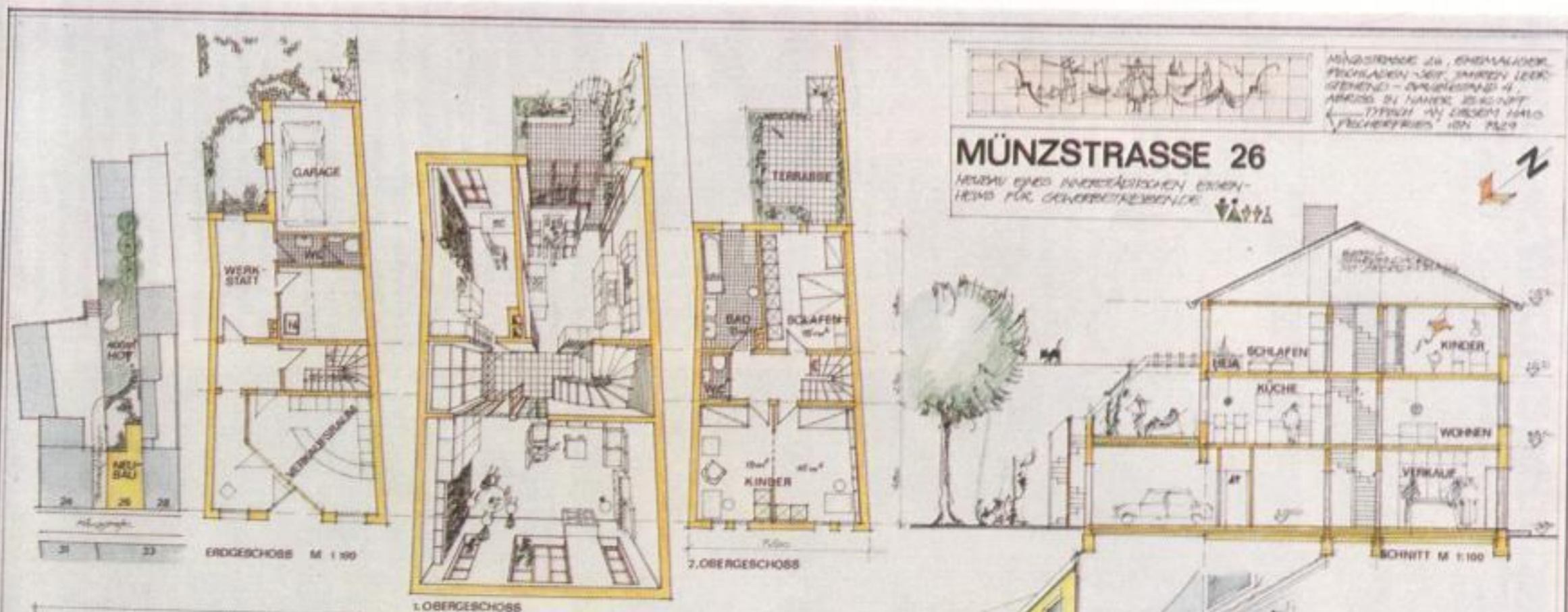
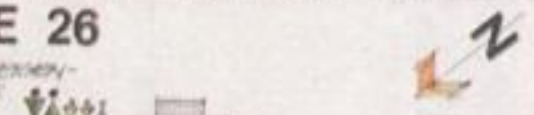




MÜNZSTRASSE 26, EHEMALIGER  
FRÜHLANDEN 1967, JÄHRES LEER-  
ZEITEN - DRUCKSTADT 4,  
ABRICHTE IN NÄHE 2000 MIT  
LÖSUNG VON ERDEM 1960  
VERLEHRENDEN 1969

# MÜNZSTRASSE 26

NEUBAU EINES MODERNISCHEN EIGEN-  
HEIMS FÜR GEMEINSCHAFTLICHE  
LEBENSFORMEN



VARIANTE 2  
weiter Rückzug  
auf den Straßenseite  
1960

Janine Dietrich 07



*Geht es nur um die Schönheit?*

Es geht um Kultur. Das wirklich Schöne ist auch praktisch und wirtschaftlich. Nur durch einen kulturlosen Umgang mit der Geschichte fallen Nützliches und Schönes auseinander.

*Ist das neue Gebäude in der Schellstraße schön?*

Es ist nicht praktisch, es ist nicht wirtschaftlich genug, zu wenig ist es ein differenzierter Ausdruck unserer Kultur.

*Der Baubetrieb Hagenow ist aber anderer Meinung.*

Ein Produktionsbetrieb ist nicht die Öffentlichkeit, Betriebswirtschaft ist nicht die Ökonomie der Stadt. Der Wohnungsbau in den Innenstädten muß besonders sorgfältig auf seine kulturellen Potenzen hin diskutiert und definiert werden. Bauen ist eine öffentliche Angelegenheit, die Baubetriebe haben nur die Aufgabe, die baulich-räumliche Kultur wirtschaftlich zu realisieren.

*Was ist denn die Kultur der baulichen Umwelt?*

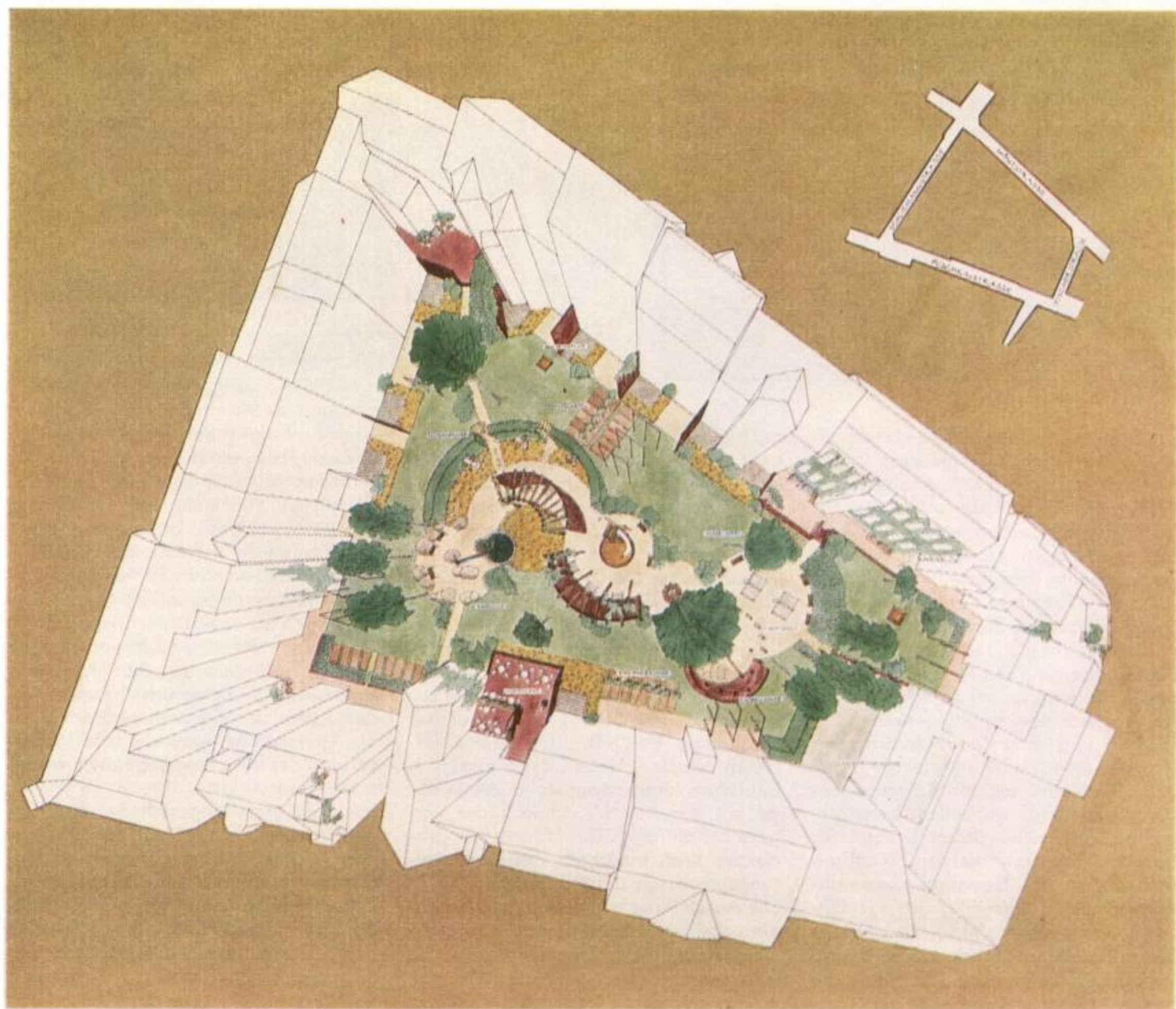
Das ist ein buntschillernder Begriff. Neben umstrittenen Anforderungen an die Qualität unserer baulichen Umwelt gibt es eine Reihe von Merkmalen, die in der internationalen Architekturdiskussion zunehmend als Qualitätskriterien gesetzt werden. Dazu zählt selbstverständlich die soziale Verfügbarkeit über genügend Wohnraum, die Praktikabilität und der technische Ausstattungsgrad der Wohnungen, der gesellschaftlichen Einrichtungen und städtischen Strukturen. In diesem Punkt erfüllt der zur Diskussion stehende Massenwohnungsbau ein durchaus ansprechendes Niveau.

*Was sind die problematischen Aspekte?*

Zunächst das Verhältnis zur Geschichte. Es kommt darauf an, im Neuen die Traditionslinien der Stadt fortzusetzen, freilich auch zu korrigieren. Dabei ist es zu wenig, nur äußerliche Attribute des Vergangenen (wie Giebel, Pilaster, Traufen) aufzunehmen – manchmal führt das sogar zur Verfälschung des historischen Bewußtseins. Dagegen ist es wichtig, den „Geist des Ortes“ in seiner Tiefe zu ergründen und auf eine zeitgemäße Weise baulich zu interpretieren. Den Besonderheiten ihres Ortes können die Schwesener sicher besser nachspüren als ein Ortsfremder.

*Sollte also der Neubau an seine bauliche Umgebung angeglichen werden?*

Das ist nur teilweise richtig. Der Neubau soll in einen „Dialog“ zu seinen Nachbargebäuden treten. Er soll seine eigene Sprache sprechen aber dialogfähig sein. Die Stadt braucht neben harmonischen Verhältnissen auch Widersprüche, aber solche, die sie beleben und Kultur ausstrahlen.



7



Kann man mit industriellen Bausystemen in die Innenstädte gehen?

Das hängt natürlich von der Qualität des Bausystems ab, doch es gibt auch eine prinzipielle Schwelle. Gründerzeitgebiete verfügen entwickelte Montagebauten, da sie selbst dem industriellen Zeitalter entsprungen sind. Die Stadtviertel, die durch Bauten der vorindustriellen Zeit (sagen wir vor 1850) geprägt sind, haben einen anderen Charakter. Dort haben handwerkliche Arbeiten, bodenständige Materialien und besondere Bindungen zu einem Bauen geführt, das durch ein eigentümliches Verhältnis von Maßgeschneidertem und Geartetem geprägt ist. In den typologischen Figuren jener Häuser sind die Erfahrungen vieler Menschen, vieler Generationen gespeichert. Ihre Eigenart ist durch das serielle Bauen nicht zu adaptieren. In solchen Bereichen der Stadt können standardisierte Häuser, mögen sie auch Steildächer, Gauben, Gesimse oder historische Ornamente erhalten, den Charakter des Viertels nicht treffen.

Wie sollte man dort bauen?

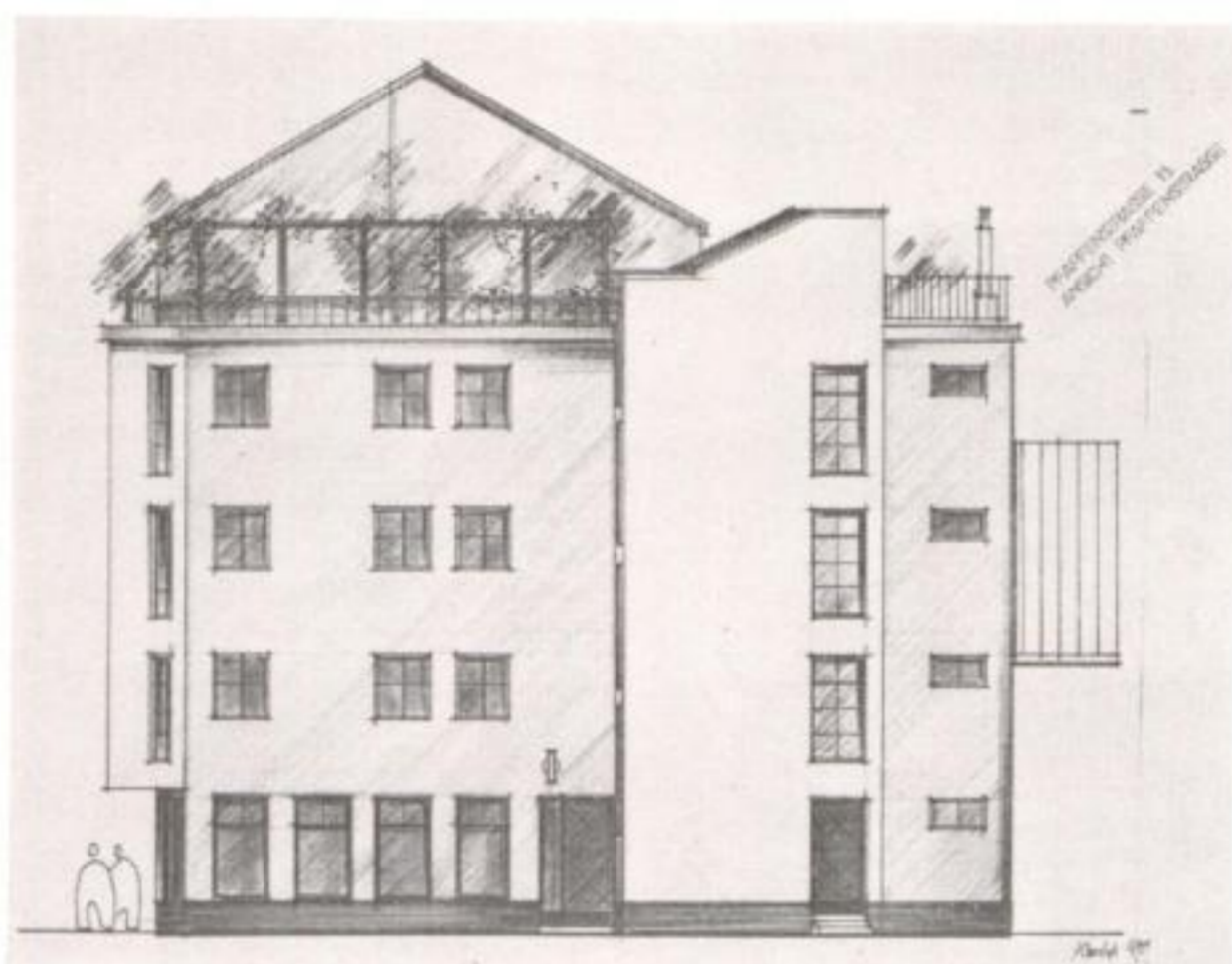
Dort muß dominant handwerklich gebaut werden.

Das serielle ist vom industriellen Bauen also räumlich zu trennen?

Im Gegenteil, es ist zu vermischen. Die Reparatur der Städte erfordert einen Pluralismus und eine Verträglichkeit der Bausysteme. Auch industrielles Bauen sollte dem Wesen der Architektur wieder zunehmend entsprechen: Aus dem Orte und den spezifischen Bedürfnissen erwachsend und zugleich etwas Allgemeines darstellend. Jedes Haus sollte individuell projektiert werden. An geistiger Leistung, an Nachdenken und Gestalten ist nicht zu sparen. Das individuell Projektierte kann danach untersucht werden, an welchen Positionen es vorgefertigte Teile verträgt.

Sind die Architekten dabei nicht überlastet?

Ein bißchen. Wir brauchen mehr von ihnen. Aber auch das Interesse der Öffentlichkeit an der Stadtgestaltung wächst. Wie kann das intellektuelle, organisatorische und gestalterische Vermögen der Bewohner, auch ihre baupraktischen und polytechnischen Fähigkeiten, für die Stadt nutzbar gemacht werden, anstatt sie nur in den Datschensiedlungen und Bootshäusern zu verbrauchen? Die Antwort auf diese Frage wird auch die Technologie der Bauproduktion betreffen, in deren Getriebe der Kranspiele zur Zeit solche Initiativen wie Sandkörnern knirschen. Die notwendige Demokratisierung der Stadtgestaltung wird mit der Flexibilisierung des industriellen Bauens verbunden sein müssen.



den, Straßen- und Hofräume einschließlich Pflasterung, Begrünung und Stadtmöblierung. Eine Analyse zur bildkünstlerischen Konzeption für die Puschkinstraße, schon vorher im Auftrag und gegen Honorar erarbeitet, wurde ebenso ausgestellt wie Kunstwerke zum Thema – Karikaturen, Grafik, die umstrittene Plastik „Drei Phasen einer Zerstörung“.

Die Gruppe ging mit ihrem Neuanatz für die Planung in der Schelfstadt „von der historisch-denkmalpflegerischen Bedeutung und vom stadtbildprägenden Wert der Bau- und Raumstruktur“ aus. Dem „Fachwerk als für Schwerin bedeutsames und sinnvolles Konstruktionsgefüge“ sollte dabei besonderer Wert beigemessen werden. Neubauten wurden, bei Bewahrung gewachsener Struktur, ausschließlich für Einzelstandorte vorgesehen – in den der innerstädtischen Standortspezifik entsprechenden Bauweisen. Die bezirkliche Platten- bzw. Blockbauweise mit tech-

nologisch bedingten Mindestblocklängen, mangelnder Anpassungsfähigkeit in Abmessungen, Material, Fassadenteilen usw. und einer flächenintensiven Montagetechnik ist für ein Gebiet wie die Schelfstadt ungeeignet.

Ökonomisches Denken in den üblichen Kennziffern berücksichtigt die kulturhistorischen, soziologischen, städtebaulichen, ökologischen Gegebenheiten nur partiell. Nicht ausreichend ist die Beurteilung der Substanz nach Bauzustandsstufen 1 bis 4; der kulturelle, emotionale Wert läßt sich nicht in Kennziffern erfassen. Neben der Suche nach baulichen Alternativen wollte die Gruppe mit der Ausstellung fachliche und gesellschaftliche Öffentlichkeit als produktive Kraft innerhalb von Umgestaltungsprozessen deutlich machen.

Die Ausstellung konnte und wollte nicht eine umfassende Information über die Umgestaltung der Schelfstadt sein. Sie wollte weniger und viel mehr. Weniger, als sie nur einen begrenzten Teil des

Umgestaltungsgebietes und Vorschläge dazu zeigte in einer Form, die auch für Nicht-Fachleute verständlich und eingängig ist. Viel mehr, da es nicht nur um eine konkrete Bauaufgabe geht (die Fragen der Infrastruktur, Bautechnologie usw. einschließt), sondern darum, Probleme darzustellen, eigene Vorstellungen zu entwickeln, Lösungsmöglichkeiten vorzustellen. Bewußtsein zu wecken, zu fördern, zu schärfen, zu lenken. Auch Widerspruch herauszufordern. War die Ausstellung doch auch als Widerspruch gedacht, als Widerspruch, der eine Angelegenheit voranbringt und fördert.

Mit der Ausstellung sollten drei Gruppen in der Öffentlichkeit erreicht werden – die Bevölkerung, die Entscheidungsträger und Baufachleute. Besuchermeinungen auf großen Blättern nahmen einen wichtigen Platz in der Ausstellung ein. Die meisten Eintragungen, dabei auch die Unterschrift des Ersten Sekretärs der Kreisleitung



Wie ist die Flexibilisierung der Bausysteme zu erreichen?

Einmal durch Mischbauweisen: vorgefertigte Teile und monolithisch angepaßtes Bauen ergänzen sich.

Zum anderen durch die Einführung des offenen Baukastenprinzips, das mit kleinen Einheiten vielfältige Lösungen erlaubt. Beide sich ergänzende Verfahren, die die übliche Block- oder Segmentprojektierung und das Denken in Wiederverwendungslösungen prinzipiell überwinden, müssen kulturell erstritten und technisch-ökonomisch durchgesetzt werden.

Kommen wir zur Schelfstadt zurück.

Ist sie noch zu retten?

Sie muß erst noch ihr Gesicht erhalten. Nur die öffentliche Diskussion – ein Anstoß ist diese Ausstellung – kann die Sinnfälligkeit des Bauens dort definieren. Die Devise kann nur heißen: Soviel wie möglich schönes Altes (nützliches Altes) erhalten und zugleich passendes Neues entwickeln. Wenn sich in diesem Prozeß die Bauindustrie nicht zu einer neuen Qualität entwickelt, war das Bemühen zur Umgestaltung der Schelfstadt vergebens.

Sollte mit dieser Umgestaltung nicht gewartet werden, bis bessere Rahmenbedingungen bestehen?

Nein. Jetzt. (Der Bauzustand erfordert dringend den behutsamen Eingriff, das Bauwesen benötigt dringend den streitbaren Impuls.)

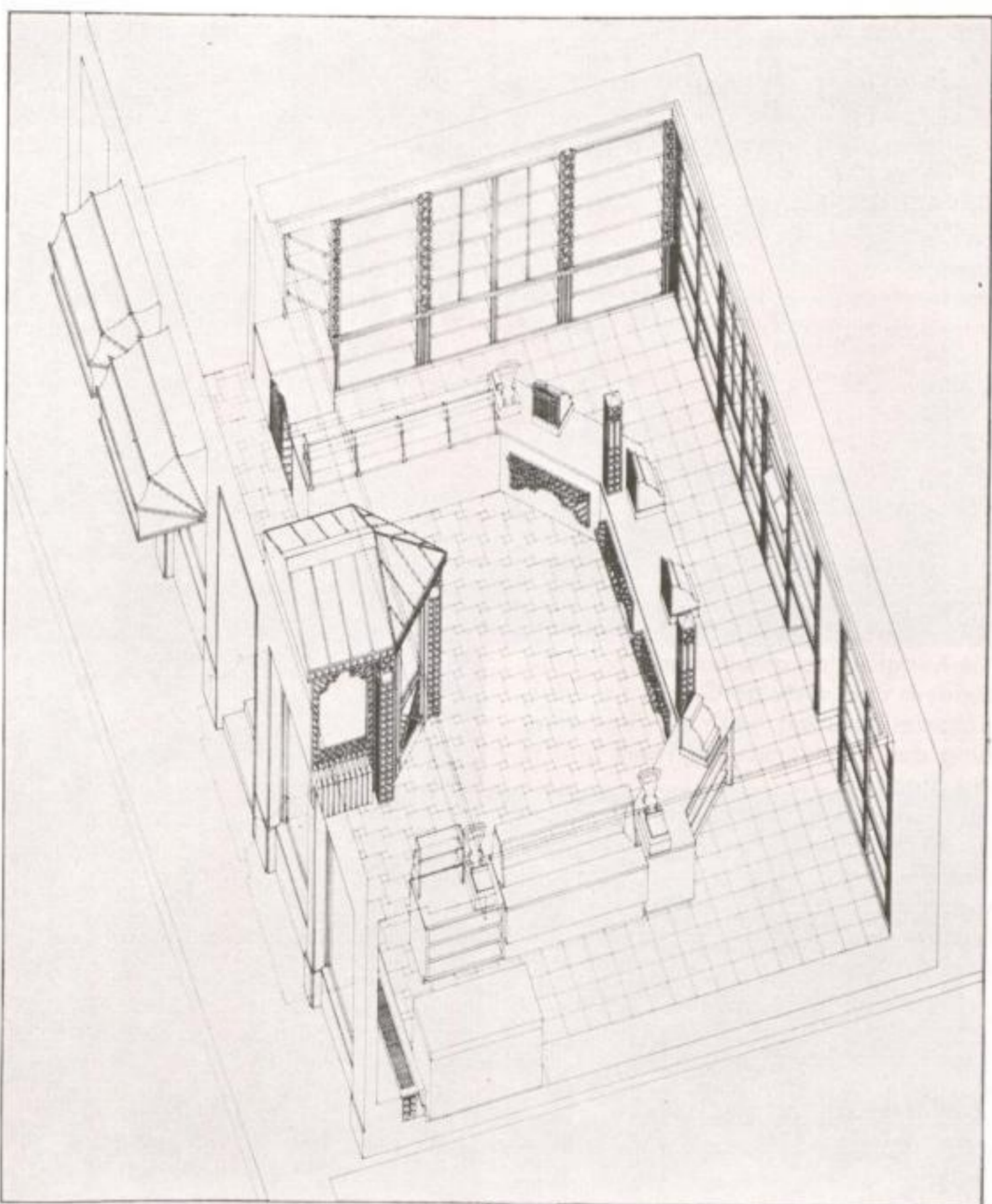
\*Diskussionsgrundlage eines Arbeitssymposiums während der Ausstellung

der SED, waren Sympathiekundgebungen für das Anliegen der Ausstellung, nur wenige sprachen dagegen. Viele Besucher erklärten ihre Bereitschaft zur Initiative. Drei Gespräche mit dem Publikum brachten interessante Diskussionen. Für die Fachleute bestimmt war ein Arbeitssymposium mit Gästen von Hochschulen und anderen Institutionen zur gegenseitigen Verständigung und Ermutigung.

Die überarbeitete Leitplanung liegt vor: behutsameres Herangehen, weniger Abriß, Schließung unumgänglicher Lücken in traditioneller Bauweise nach individueller Projektierung, Einsatz des stadtgeleiteten Bauwesens mit kleinteiligen Bauweisen; Überprüfen der Möglichkeiten in der Plattenindustrie, sich den differenzierten Anforderungen des Bauens in der Innenstadt zu stellen. Häuser bauen, nicht „Erzeugnisse“ montieren. Zwei Architekten der Ausstellungsgruppe, die im Büro des Chefarchitekten tätig sind, haben diesen Vorschlag miterarbeitet.<sup>2</sup> Der Rat der Stadt übernimmt die Entwürfe (14 Arbeiten) „zur intensiven fachlichen Verwendung bei der Erarbeitung stadtplanerischer Unterlagen“ (aus dem Entwurf der Vereinbarung zwischen Rat der Stadt und Architektenkollektiv der Ausstellung).

Die durch die Ausstellung angeregten Diskussionen ergaben, daß man außer der Plattenindustrie wieder mehr die sonstigen Baugewerke entwickeln und zu einer den Gegebenheiten mehr angepaßten Mischbauweise übergehen müßte, sie ergaben auch, daß eine sozial und kulturell verantwortliche Bauplanung Öffentlichkeit mit einbeziehen muß.

Durchaus nicht Schwerin-typisch, dieses Problem. Aber vielleicht könnte Schwerin mit dem vorgestellten Ansatz DDR-typisch werden.



Anmerkungen

1 In dem Denkmalschutzgebiet von republikweiter Bedeutung stehen nur relativ wenige Einzelgebäude auf der Denkmalliste, gelten damit als erhaltenswert. Dazu kommen geschützte Bereiche wie der Schelfmarkt, die Puschkinstraße und der Ermesensbereich von „Umgebungsschutz“.

2 Die Arbeit der Architekten wurde im nachhinein mit einer finanziellen Anerkennung gewürdigt.

10

33



# Das natürliche Haus

Gernot Minke, Kassel/BRD

## Zusammenfassung\*

Das industrialisierte Bauen unserer Zeit ist charakterisiert durch eine kapital- und energieintensive zentralisierte Bauproduktion. Dieses Bauen hat zur Vernichtung von Arbeitsplätzen beigetragen, Ressourcen vergeudet sowie die Umweltverschmutzung vermehrt und hat dabei weder die Baukosten für die Gesellschaft verringert noch ein gesundes Wohnen für den Nutzer erreicht.

Dringend notwendig ist eine Erneuerung des Bauens: eine Berücksichtigung der ökologisch-ökonomischen Zusammenhänge, eine Berücksichtigung der Benutzerforderung an ein gesundes Wohnklima: ein ökologisches Bauen und Wohnen.

Untersuchungen an verschiedenen Wohnungsbauprojekten haben gezeigt, daß es beispielsweise möglich ist, die Energieverbrauchskosten eines Wohnhauses durch eine sorgfältige Planung um 30 bis 50 Prozent zu senken, ohne daß Mehrkosten entstehen und daß mit einem relativ geringen Mehraufwand an Kosten weitere 30 Prozent der Energiekosten eingespart werden können. Des weiteren läßt sich durch geringfügige Investitionen in den Bereichen der Trinkwassereinsparung und der Müllverwertung ein erheblicher volkswirtschaftlicher Nutzen erzielen.

## Einführung

Die Grundlagen des ökologischen Bauens sind nicht neu. Unsere Vorfahren haben seit Jahrtausenden mit der Natur und nicht gegen die Natur gebaut, sie hatten weder die technischen Mittel noch das Geld, gegen die Natur zu bauen wie wir heutzutage. Windschutzhecken, begrünte Fassaden, Ausrichtung der Fensterflächen zur Sonne sind traditionelle Maßnahmen, um Energie einzusparen und das Wohnklima zu verbessern, Maßnahmen, deren Bedeutung erst heute aufgrund neuerer Forschungsergebnisse wieder bekannt wird.

Das ökologische Bauen will, aufbauend auf den Erfahrungen unserer Vorfahren, mit neuen technischen Mitteln und neuen Erkenntnissen ein gesundes und kostensparendes Bauen und Wohnen ermöglichen – und dies nicht auf Kosten der Natur, sondern dadurch, daß Luft, Wasser und Boden weitestgehend reingehalten werden. Die Hauptziele dieses Bauens sind:

1. der sparsame Umgang mit den natürlichen Ressourcen,
2. die Reduzierung der Umweltverschmutzung auf ein Minimum,
3. die Schaffung eines gesunden Wohnklimas,
4. die Reduzierung der Bau- und der Nutzungskosten.

Die wichtigsten Maßnahmen zum Erreichen dieser Ziele sind in den folgenden zehn Thesen formuliert und werden an einigen Beispielen näher erläutert.

## These 1:

Regenwasser ist kein Abfall, der in die Kanalisation geleitet werden sollte, sondern eine wichtige Quelle zur Trinkwassereinsparung und zur Verbesserung des Kleinklimas am Haus und in der Stadt.

Durch die Speicherung von Regenwasser in Zisternen, Regenrückhaltebecken und Feuchtbiotopen wird die Kanalisation entlastet, das Mikroklima verbessert und Trinkwasser zum Bewässern der Vegetation eingespart.

Das Beispiel der ökologischen Siedlung Kassel (Abb. 1, 2) zeigt, daß kein Regenwasserkanal notwendig ist, da sich kein Überschuß an Regenwasser ergibt. Der Regen, der auf die Grasdächer fällt, fließt nur zu einem kleinen Teil und mit starker zeitlicher Verzögerung ab. Dieser Überfluß wird in Teichen oder Zisternen zusammen mit dem auf den Grasdächern anfallenden Regen gespeichert und zur Bewässerung der Gärten und Gewächshäuser verwendet; der in die Feuchtbiotope eingeleitete Teil verdunstet und verbessert das Mikroklima am Haus.







1/2  
Ökologische Siedlung Kassel:  
Grasdächer speichern Regenwasser, verbessern das  
Mikroklima und sparen Heizenergie (sie wärmen  
im Winter und kühlen im Sommer)  
3  
Dachbegrünung eines Häuserblocks in Berlin-  
Kreuzberg  
4  
Efeu an einem Gebäude der Universität Marburg

2

### These 2:

Dach- und Fassadenbegrünungen sind wichtiger zur Verbesserung des Stadtklimas und zur Verbesserung unserer Atemluft als öffentliche Grünanlagen. Außerdem verbessern sie das Wohnklima. Ein Grasdach aus Wildgräsern weist bei richtiger Ausbildung 100 m<sup>2</sup> Blattgrün je m<sup>2</sup> Dachfläche auf, ein öffentlicher Park mit gemähtem Rasen dagegen nur zirka 10 m<sup>2</sup> Blattgrün je m<sup>2</sup> Bodenfläche. Je größer die Gesamtblattoberfläche ist, um so größer sind die positiven Wirkungen der Luftreinigung und der Klimaverbesserung. Rechnet man bei Grasdächern nur mit einer Blattoberflächenzahl von 50 m<sup>2</sup> je m<sup>2</sup> Dachfläche, so ist die Wirkung immerhin noch fünfmal so groß wie beim öffentlichen städtischen Grün. Das heißt, wenn jedes fünfte Dach im Kernbereich unserer Großstädte ein Grasdach ist (das sind zirka 6 Prozent der Stadtfläche), so ist damit genausoviel Grün geschaffen, als wenn 30 Prozent der Stadtfläche aus öffentlichem Grün (Parkanlagen, Rasenflächen, bepflanzte Grünstreifen an den Straßen) besteht (Abb. 3).<sup>1</sup>

Ein Vegetationsdach mit einem dichten Pelz aus Wildgräsern und einer zirka 15 cm dicken Substratschicht hat wesentliche Vorteile für das Wohnklima:

- Wärmedämmung durch Luftpolsterbildung;
- Verringerung des Wärmeverlustes durch Abhalten des Windes;
- Verringerung des Wärmeverlustes durch Reflexion und Absorption eines Teils der vom Gebäude nach außen dringenden Wärmestrahlung;
- Wärmeerzeugung durch Tauwasserbildung (bei der Kondensation von einem Liter Wasser werden zirka 2,2 MJ (= 530 kcal) an Energie frei);
- Schallschutz (12 cm Erde ergeben 40 dB, 20 cm Erde 46 dB);



3



4



– Kühlwirkung bei intensiver Sonneneinstrahlung durch erhöhte Verdunstung;

– Verringerung der vertikalen Luftbewegung (Thermik) über den Dächern;

– Reduzierung der Nebelbildung durch Kondensation am Gras.

Mit Grasdächern ließe sich eine erhebliche Verbesserung des Mikroklimas in unseren Städten schaffen und die Qualität unserer Atemluft wesentlich verbessern – und dies alles mit einem minimalen finanziellen Aufwand: Grasdächer sind kaum teurer als konventionelle Dachabdeckungen. Wenn man berücksichtigt, daß übliche Flachdachsysteme laut Untersuchungen der ETH-Zürich bereits nach zehn Jahren mit 50 Prozent Wahrscheinlichkeit saniert werden müssen und die Sanierungskosten höher als die Herstellungskosten sind<sup>2</sup>, so ist das Grasdach eindeutig wirtschaftlicher. Denn die Dachhaut ist durch die Vegetationsschicht vor der ultravioletten Strahlung und vor starken Temperaturschwankungen geschützt und, wenn wurzelfest verschweißt und richtig verlegt, nahezu unbegrenzt haltbar.

Eine Fassadenbegrünung bringt zwar nur Blattoberflächen von 3 bis 12 m<sup>2</sup> je m<sup>2</sup> Wandfläche<sup>3</sup>, hat aber sowohl für das Kleinklima wie auch für das Wohnklima nicht zu übersehende Vorteile, wie

– Wärmedämmung durch Luftpolsterbildung;

– Verringerung des Wärmeverlustes des Hauses durch Abhalten des Windes;

– Verringerung des Wärmeverlustes des Hauses durch Reflexion und Absorption eines Teils der langwelligen, vom Gebäude nach außen abgestrahlten Wärme;

– Reinigung der Luft von Aerosolen, Staub und anderen Schmutzpartikeln;

– Verringerung der Thermik und der damit verbundenen Schmutzaufwirbelung an der Fassade;

– Schutz der Fassaden vor starken Temperaturschwankungen, ultravioletten Strahlen und Schlagregen (dadurch wesentliche Verlängerung der Lebensdauer von Anstrich und Putz).

Die Befürchtung, daß Anstrich und Putz durch die Haftorgane der Kletterpflanzen beschädigt werden, ist unbegründet. Bei Efeu ist jedoch darauf zu ach-

ten, daß die Fassade vor der Begrünung rißfrei ist, da dessen Haupttriebe in Fugen hineinwachsen.

Die Fassadenbegrünung ist eine sehr wirtschaftliche Maßnahme zur Verbesserung von Mikroklima und Wohnklima und zur Einsparung von Heiz- und Reparaturkosten. Ein erheblicher Nachteil ist jedoch darin zu sehen, daß nur immergrüne Kletterpflanzen alle erwähnten Wirkungen ergeben und diese viele Jahre brauchen, bis die Fassade mit einem dichten Polster zugedeckt ist (Abb. 4).

Die Bedenken, daß die in den begrüneten Fassaden lebenden Insekten die Bewohner belästigen, sind unbegründet, wie das Beispiel des Rot-Kreuz-Krankenhauses in Berlin-Jungfernheide zeigt.

#### These 3:

Der Trinkwasserverbrauch in unseren Haushalten kann durch Regenwassernutzung und Mehrfachnutzung um 60 Prozent gesenkt werden. In den Haushalten der BRD werden 32 Prozent des Trinkwasserverbrauchs für Toilettenspülung verwendet, 30 Prozent für Baden und Duschen, 12 Prozent für Wäschen und nur 2 Prozent für Kochen und Trinken.

Kann genügend Regenwasser vom Dach in einer Regenwassersammelanlage gefiltert und gespeichert werden, so lassen sich damit zirka 60 Prozent des Trinkwasserverbrauchs einsparen, wenn dieses Regenwasser für das Baden und Duschen sowie für die Toilettenspülung verwendet wird. Der finanzielle Mehraufwand für die Installation einer Regenwassersammelanlage wird in der Bundesrepublik Deutschland bereits bei einem Vier-Personenhaushalt durch die damit erreichte Einsparung des Trinkwassers aufgehoben. Kann nicht genügend Regenwasser gesammelt werden (beispielsweise bei dichter städtischer Bebauung), so kann das Wasser für die Toilettenspülung mit Hilfe einer „Grauwasseranlage“, in der das Abwasser vom Waschbecken, Waschmaschine, Dusche und Badewanne gesammelt wird, gewonnen werden. Allerdings sind dabei Maßnahmen gegen die Verseifung zu treffen.<sup>4</sup>

#### These 4:

Verschattungsfreie Südfassaden sind

wichtiger als überkommene Abstandsregeln für Gebäude. Jeder Bewohner sollte das Recht auf eine besonnte Südfassade haben.

Gebäude sollten so geplant werden, daß jedes Wohnzimmer auch im Winter noch ausreichend Süd- bzw. Westsonne erhält. Dies führt nicht nur zu einer Wohnwertverbesserung, sondern ermöglicht auch eine Energieeinsparung durch passive Sonnenenergienutzung.

#### These 5:

Der Hausmüll kann ohne Mehrkosten um mindestens 50 Prozent reduziert werden; das spart Müllgebühren und verringert die Umweltverschmutzung. Der organische Abfall, der bei privaten Haushalten in der Bundesrepublik etwa 27 Prozent beträgt, sollte kompostiert, Glas (zirka 10 Prozent) und Altpapier (zirka 20 Prozent) getrennt gesammelt und der Wiederverwendung zugeführt und schadstoffhaltige Abfälle zentral gesammelt und vernichtet werden. Somit können nicht nur die Kosten für die Müllbeseitigung, sondern auch die durch die übliche Müllverbrennung entstehende Umweltverschmutzung wesentlich verringert werden.

In städtischen Bereichen, wo nur wenige Haushalte über Möglichkeiten verfügen, den organischen Abfall zu kompostieren, ist eine zentrale Sammlung und Kompostierung möglich und wirtschaftlich, wie das Modell der „Grünen-Bio-Tonne“ der Stadt Witzhausen zeigt. Der aus dem organischen Müll gewonnene Kompostdünger zeigt eine minimale Schadstoffbelastung, eine hervorragende Nährstoffanreicherung und ein günstiges Kohlenstoff/Stickstoff-Verhältnis von 11 bis 12.<sup>5</sup>

Der Bauschutt, Straßenaufbruch und Bodenaushub, der in der Bundesrepublik deponiert wird, beträgt mehr als 50 Prozent des jährlich anfallenden Gesamtabfalls (1980: zirka 44 von 84 Millionen Tonnen). Versuche der Stadt Mainz haben gezeigt, daß kommunale Bauschuttzubereitung kostendeckend sein kann, wenn die Materialien gebrochen und sortiert und für den Straßen- und Kanalbau verwendet werden.<sup>6</sup>

Wie das Beispiel des Abfallzweckverbandes Nordwest-Oberfranken zeigt, ist es möglich, zwei Drittel des anfallenden Kunststoff-Hausmülls zu Recy-



cling-Granulat zu verarbeiten und wiederzuverwenden. Der Erlös dieses Produktes liegt bei etwa 50 Prozent der Kosten für Neugranulat.<sup>7</sup>

**These 6:**

Durch eine sorgfältige Gebäudeplanung lassen sich ohne Erhöhung der Baukosten die Energieverbrauchskosten um 30 bis 50 Prozent senken. Die wichtigsten Maßnahmen sind:

**1. Orientierung des Gebäudes**

Für unsere Breiten bedeutet die Ausrichtung der Hauptfassade nach Süden, das Vergrößern der Südfassadenfläche und das Verkleinern der Nordfassadenfläche eine Vergrößerung der passiven Sonnenenergiegewinnung und eine Verringerung des Transmissionswärmeverlustes.

**2. Windschutz**

Untersuchungen ergaben, daß ein freistehendes Haus, das ohne erhöhten Wärmeschutz errichtet wurde, 50 Prozent seiner Energie allein durch die Luftbewegung verliert. Bei einer freien Lage auf einer Bergkuppe kann der Wärmeverlust durch Wind sogar viermal so hoch sein wie bei einer geschützten Tallage.<sup>8</sup> Das bedeutet: die Lage in der Topographie und die Anordnung der Vegetation um das Haus herum (Windschutzpflanzungen, begrünte Fassaden und Dächer) tragen erheblich zur Energieeinsparung bei.

**3. Zonierung der Räume entsprechend ihrer „Wärmehierarchie“**

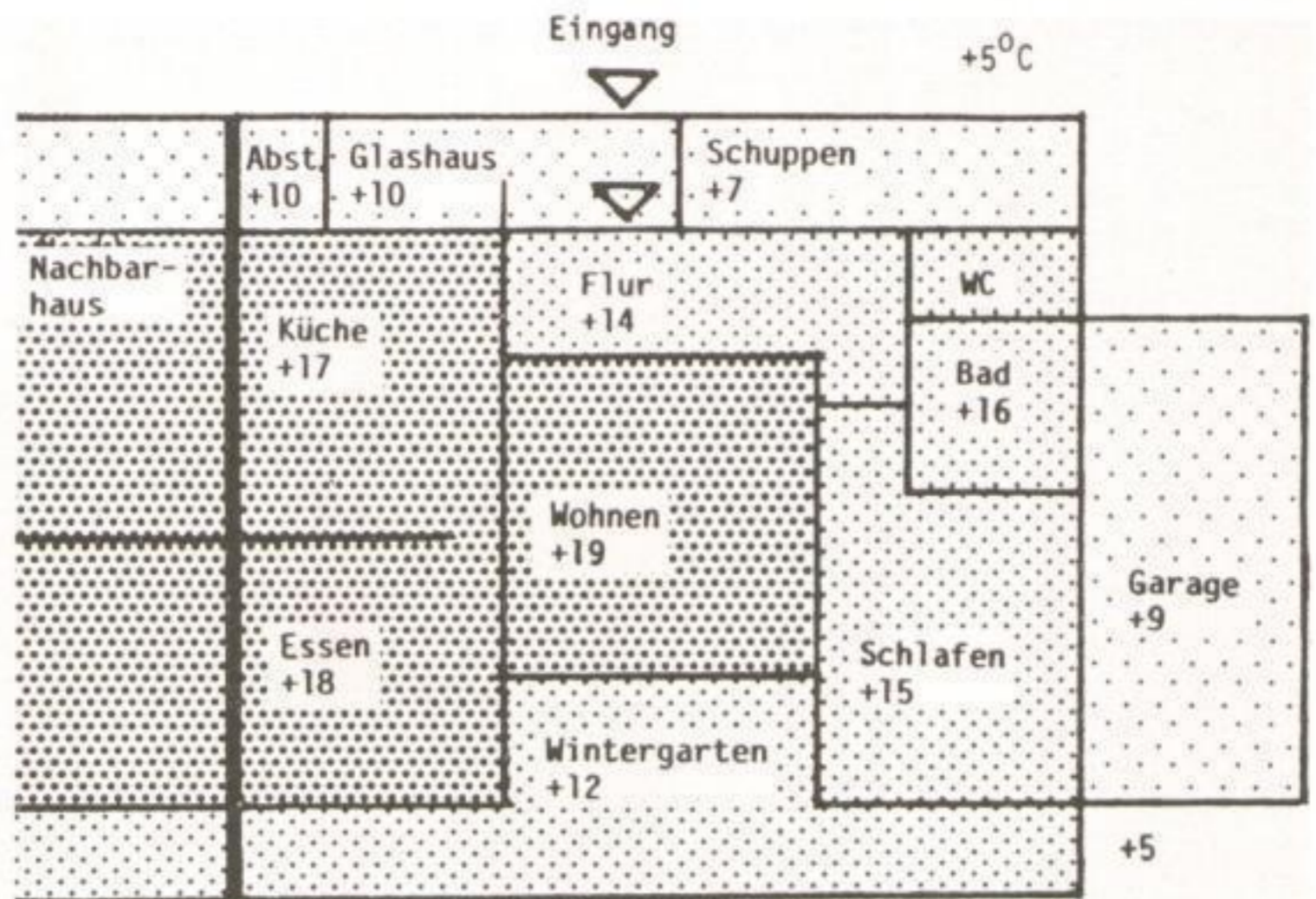
Die durchschnittliche Temperaturdifferenz während der Heizperiode von einem Raum zum benachbarten Raum bzw. zum Außenraum läßt sich im Idealfall von 14°C auf 7°C reduzieren (Abb. 5); das bedeutet eine Halbierung des Transmissionswärmeverlustes. (Bei den angegebenen Durchschnittswerten wurde eine nächtliche Temperaturabsenkung berücksichtigt.)

**4. Kompakte Bauweise**

Durch Reduzierung der Gebäudeoberfläche wird der Transmissionswärmeverlust reduziert.

**5. Verwendung von Niedertemperatur-Heizungssystemen**

Untersuchungen ergaben, daß eine Niedertemperaturheizung im Vergleich zu einer üblichen Hochtemperaturheizung 7 Prozent Energie einspart.<sup>9</sup>



**6. Vermeidung von Kippfenstern**

Dadurch wird eine Dauerlüftung vermieden und eine wesentlich sinnvollere und energiesparendere Stoßlüftung erreicht.

**These 7:**

Durch zusätzliche Maßnahmen, die nur relativ geringe Kosten bewirken, lassen sich weitere Einsparungen bei den Energieverbrauchskosten erreichen.

**1. Erhöhung der Wärmedämmung bei Dach- und Wandflächen.**

**2. Isolierverglasung, Wärmeschutzverglasung bei allen nicht nach Süden gerichteten Fenstern.**

**3. Glashäuser**

Anlehngewächshäuser und integrierte Wintergärten mit ausreichender Wärmespeicherung wirken wie Sonnenkollektoren, sie bringen einen erheblichen Wärmegewinn durch passive Sonnenenergienutzung, sie verringern ferner die Wärmeabstrahlung der dahinterliegenden Räume.

**4. Verwendung von Strahlungsheizkörpern**

Untersuchungen ergaben, daß Räume mit Strahlungsheizkörpern bei gleicher subjektiv empfundener Behaglichkeit zwei bis drei Grad weniger Lufttemperatur benötigen. Das bedeutet eine Ersparnis von zirka 11 Prozent.

**These 8:**

Durch die richtige Wahl von Heizsystemen und Brennstoffart kann die Umweltverschmutzung erheblich reduziert werden.

Festbrennstoffe wie Holz, Steinkohle und Braunkohle erzeugen eine erhebliche Luftverschmutzung und sollten nur in speziellen Kesseln mit Nachverbrennung verwendet werden. Die Zunahme des CO<sub>2</sub>-Gehaltes in unserer Atmosphäre, vor allem durch den Hausbrand

und den Kraftfahrzeugverkehr bewirkt, hat bedenkliche Werte erreicht.<sup>10</sup>

**These 9:**

Durch die Wahl geeigneter Baustoffe wird der Energieaufwand und die Umweltverschmutzung reduziert.

Die Produktion von industriell erzeugten Baustoffen und Halbzeugen benötigt einen nicht unerheblichen Energieaufwand. Wie der folgenden Liste<sup>11</sup> entnommen werden kann, benötigen wir etwa 1 kWh an Energie, um 1 kg Zement herzustellen und an die Baustelle zu transportieren. Für Stahlbleche benötigen wir das Siebenfache, für Aluminiumprofile sogar das Siebzigfache.

**Energieaufwand für Baumaterial**

Material	kWh/m <sup>3</sup>	kWh/kg
Vollziegel	1140	
Hochlochziegel	590	
Leichtziegel	400	
Kalksandsteinziegel	350	
Zement		1,0
Beton	500	
Betonfertigteile	800	
Lehm	5-10	
Bauholz	550	
Spanplatten	1100	
Mineralwolle	100	5,0
Glaswolle	1500	5,0
Glasscheiben	15000	6,0
Stahlblech	6100	7,7
Aluminium	195000	72,5
PVC	12800	9,5
Polystyrolschaum	470	19,0

che. Für Vollziegel wird etwa doppelt soviel Energie wie für Beton und für Beton etwa hundertmal soviel wie für Lehm benötigt. Bedeutungsvoller als der hohe Energieverbrauch bei der Herstellung von Baustoffen sind die damit verbundenen Phänomene Sauerstoffverbrauch und Umweltverschmutzung – zwei Aspekte mit nicht unerheblichen Konsequenzen für unser Leben.

Zur Zeit sind erst wenige Daten über diese Phänomene bekannt. Laut Untersuchungen des B.U.N.D. werden in der Bundesrepublik bei der Erzeugung von

5





1 kWh an elektrischer Energie durchschnittlich 5,5 g SO<sub>2</sub> und 2,5 g NO<sub>x</sub> und andere Schadstoffe erzeugt. Diese beiden Substanzen sind maßgeblich verantwortlich für den „sauren Regen“ und somit für das „Waldsterben“.

Zum Sauerstoffverbrauch seien nur zwei Zahlen erwähnt: Um 1 Tonne Stahl zu erzeugen, werden 50 m<sup>3</sup> Sauerstoff verbraucht, für 1 Tonne Aluminium 10 000 m<sup>3</sup>, das heißt das 200fache. Sauerstoffverbrauch heißt aber gleichzeitig Produktion von CO<sub>2</sub>.

#### These 10:

Das Wohnklima wird wesentlich durch das Heizsystem, die Wahl der Baustoffe und ihrer Oberflächenbehandlungen sowie durch den Elektrostreß beeinflusst.

Zum Erreichen eines gesunden Wohnklimas ist folgendes zu beachten:

1. Die Luftbewegung im Raum, insbesondere infolge Heizung, muß so niedrig sein, daß Staub und Aerosole nicht aufgewirbelt werden. Heizkörper mit überwiegendem Konvektionsanteil müssen vermieden werden. Die üblichen Radiatorenheizkörper oder Fußbodenheizungen sollten durch Platten- oder Fußleistenheizkörper ersetzt werden.

2. Für eine „gesunde“ Atemluft ist eine ausreichende Menge negativer Kleinionen notwendig. Dies kann durch ausreichende Lüftung, Wasserversprühung und Pflanzen erreicht werden. Pflanzen können auch einen Reinigungsseffekt bewirken, sie binden Staubpartikel, Aerosole und andere Schadstoffe. Untersuchungen der NASA ergaben, daß Grünlinien erhebliche Mengen Formaldehyd (2,27 Mikrogramm pro cm<sup>2</sup> Blattfläche) aber auch SO<sub>2</sub> und Zigarettenrauch absorbieren und somit zur Reinigung der Atemluft eingesetzt werden können.

3. Baustoffe sollten keine erhöhte Radioaktivität aufweisen.

4. Anstriche und andere Mittel zur Oberflächenbehandlung von Bauteilen und Möbeln sollen keine toxischen Gase abgeben und möglichst keine Lösungsmittel, außer Wasser, benötigen.

5. Oberflächen in Wohnräumen sollen zur Wärme- und Feuchteregulierung des Wohnklimas beitragen. Lehmsteine nehmen beispielsweise 10- bis 20mal mehr Feuchtigkeit auf als gebrannte Ziegel und geben diese bei Bedarf auch wieder schnell ab, so daß in einem Haus mit Innenwänden aus Lehm das ganze Jahr über eine konstante ausreichende Feuchtigkeit herrscht und somit weder ein zu trockenes Klima, das Erkältungskrankheiten fördert, noch ein zu feuchtes Klima, das zur Schimmelpilzbildung beitragen kann, entsteht (Abb. 6).<sup>12</sup>

6. Elektrische und magnetische Felder, die durch Geräte oder Leitungen erzeugt werden, können „Elektrostreß“ erzeugen, zu Schlafstörungen führen und das Innensystem des Körpers

schwächen. Aus dem gleichen Grunde sollten Betten und Arbeitsplätze nicht über geopathogene Zonen, das heißt über Zonen, die Anomalien bei den natürlichen elektromagnetischen Strahlungen aufweisen, angeordnet werden. Krankheitsstatistiken verschiedener Ärzte weisen darauf hin, daß bei sensiblen Menschen mit geschwächtem Immunsystem Schlafstellen über gestörten Zonen zu erhöhtem Krebsrisiko führen.

6  
Diele Haus Minke, Ökologische Siedlung Kassel.

6  
Diele Haus Minke, Ökologische Siedlung Kassel.

Anmerkungen

- 1 Gernot Minke, Gottfried Witter: Häuser mit grünem Pelz – ein Handbuch zur Hausbegrünung, Köln 1985, S. 8 ff.
- 2 W.-H. Bisse: Lebensdauer eines Flachdachsystems, bba-Informationen, Mai 1984, S. 3
- 3 Gernot Minke, Gottfried Witter, a. a. O., S. 10
- 4 Wolfgang Bredow: Regenwasser-Sammelanlage, Staufen 1988; Hans Mönninghoff (Hrsg.): Ökotechnik: Wasserversorgung im Haus, Staufen 1988.
- 5 Sozialdemokratische Gemeinschaft für Kommunalpolitik (Hrsg.): Demokratische Gemeinde: Dem Abfall keine Chance, Bonn Huli 1986, S. 76 ff.
- 6 ebenda, S. 85 ff.
- 7 U. Detsch: Verschmolzen und verkauft, in: Die Zeit Nr. 24, 9. 6. 1989, S. 41
- 8 P. u. M. Krusche, et al: Ökologisches Bauen, Wiesbaden 1982
- 9 test, Berlin, 2/85
- 10 Hans Breuer: Unsachgemäßer Hausbrand ist auch eine Gefahr für die Umwelt, in: Wohnung + Gesundheit, Neubeuern, 8/85, S. 22
- 11 Bernd Baier: Energetische Bewertung von luftgetragenen Membranhallen . . . , Köln 1982
- 12 Gernot Minke (Hrsg.): Bauen mit Lehm, H. 5, Freiburg 1986, S. 18

\*Der vorliegende Beitrag ist die leicht gekürzte Fassung des Vortrages auf dem 5. Bauhaus-Kolloquium in Weimar, 1989.



## In eigener Sache

Die Geschichte von form+zweck weist immer dort Brüche auf, wo die Zeitschrift sich in Politik von Institutionen eingemischt hat, wo sie designpolitische Verantwortung thematisierte. Ihre Wirkungsgrenzen waren von daher deutlich gesetzt. Mit dem 1. 9. 1989 wurde eine neue Redaktionsleitung berufen. Die Zeit der Umbrüche ermöglicht uns, form+zweck zum Diskussionsmedium, das sich auch politisch einmischt, umzugestalten. Der Demokratisierung des politischen Systems muß die Demokratisierung der Designarbeit folgen. Design im modernen Sozialismus darf sich nicht mehr organisieren lassen. Es muß an den Schnittstellen von Wirtschaft und Kultur entstehen können. Für uns bedeutet das:

– für eine sozialistische Perspektive zu streiten. Welche demokratischen Formen müssen entwickelt werden, um Designaufgaben zu bestimmen, und wie können sie von den Designern durchgesetzt werden?

– die kulturelle Eigenständigkeit mitzugestalten, um die kreativen Potentiale des Landes zu erhalten und zu erschließen. Wie kann die Vielfalt schöpferischer Bedürfnisse als Herausforderung für Design artikuliert werden? Wie kann gesichert werden, daß Designer die Kultur unseres Landes gestalten können?

– eine Öffentlichkeit für und mit Design herzustellen. Was muß in der Öffentlichkeit diskutiert, was entschieden werden? Welche Öffentlichkeit braucht Designarbeit? Wie sollte Design demokratisch vertreten, gefördert und verwaltet werden? Wir wollen uns auf perspektivische Fragen orientieren. Analysen und Positionen von Formgestaltern sind notwendig, um zukünftige Aufgaben zu benennen und verschiedene, auch internationale Konzepte zu diskutieren. Die Zeit der Selbstbestimmung drängt.

Die folgenden Beiträge sind als erste Anregung für künftige Diskussionen in form+zweck gedacht.

red.

## Personalia

Seit dem 1. September 1989 hat form+zweck eine Chefredakteurin, Annette Musiolek. Sie hat als Redakteurin dieser Zeitschrift zwei Jahre Erfahrung gewonnen und Hefte, wie jene zum Spiel (6/88) oder zur heutigen Interpretation funktionalistischer Gestaltungs (4/89), konzipiert und realisiert. Annette Musiolek ist Kulturwissenschaftlerin, war in Lehre und Forschung tätig und promovierte zum Thema „Ursprung der Ästhetik“.

Zu danken ist an dieser Stelle Günter Höhne, der in den fünfzehn Jahren seiner Tätigkeit als bisheriger Chefredakteur die Möglichkeiten jener Zeiten zu erweitern suchte. Beiträge zu Arbeitsweisen der Designer, zur Ausbildung an Hoch- und Fachschulen, Praxisnähe zu Designern in der Industrie und die Vermittlung internationaler Erfahrungen fanden die Anerkennung besonders der Praktiker. Exklusiv für form+zweck brachte er die Lebenserinnerungen Margarete Schütte-Lihotzkis über ihre Arbeitsjahre in der UdSSR 1930 bis 1937.

Michael Blank, Vertreter des Herausgebers

## Beiträge

### Von der Produktion neuer Bedürfnisse

Die Politökonomien haben ein ökonomisches Grundgesetz des Sozialismus formuliert, dessen Inhalt in folgendem bestehen soll – die immer vollständiger Befriedigung der wachsenden materiellen und kulturellen Bedürfnisse der Menschen und ihre allseitige Persönlichkeitsentwicklung durch die ununterbrochene Entwicklung und Vervollkommen der gesellschaftlichen Produktion auf der Grundlage des wissenschaftlich-technischen Fortschritts und der immer produktiveren gesellschaftlichen nützlichen Arbeit.

So weit, so gut – aber wer produziert diese Bedürfnisse? Für unsere Ökonomen fallen sie vom Himmel bzw. die Bedürfnisse entstehen im außerökonomischen Bereich.

Das praktische Resultat dieser Herangehensweise ist seit Jahren bekannt – unsere Wirtschaft läuft den anderenorts produzierten und über die Mode und die Medien in unser Land transferierten Bedürfnisse der Menschen hinterher. Die Produzenten und vor allem die Leiter der Produktion verstehen es immer weniger, diese wachsenden – aber nicht in der Ökonomie organisch gewachsenen, sondern ihr aufgepfropften – Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen.

Das ideologische Resultat – Ideologie ist nach Marx falsches, unglückliches Bewußtsein – dieser Herangehensweise ist nicht weniger bekannt. Anderenorts entstandene Bedürfnisse werden über Jahre – teilweise gar nicht zu unrecht – als bürgerlich oder kleinbürgerlich verteufelt, aber da wir ihnen nichts entgegensetzen können als die destruktive Kritik, versucht die sozialistische Ökonomie schließlich, dem postulierten Grundgesetz zu folgen und die nunmehr zu uns transferierten Bedürfnisse immer besser zu befriedigen.

Die Ergebnisse sind dementsprechend, denn was im Kapitalismus an Negativfolgen auf dem Wege der Anarchie und Konkurrenz produziert wird, bringen wir auf dem Wege der Nachtrabpolitik „planmäßig“ hervor – Verkehrschaos, Umweltverschmutzung, Schlaf- bzw. Satellitenstädte, Erneuerung der Produktstruktur mittels Scheininnovation (sogenannter Gebrauchswerterhöhung) usw. Weil „planmäßig“ hervorgebracht und nicht dem Gesetz der Anarchie und Konkurrenz unterworfen, sind die Folgen – in Abhängigkeit vom eingesetzten ökonomischen Potential – teilweise sogar verheerender als im Kapitalismus.

Das auf theoretischem Gebiet so ganz besonders Traurige ist, daß diese völlig verfehlte Politik angeblicher Bedürfnisbefriedigung von Grund auf dem Marxschen Denken widerspricht. In der Einleitung zu den „Grundrissen“ schreibt Marx unter an-

derem: „Die Produktion schafft ... den Konsumenten. ... Die Produktion produziert ... nicht nur einen Gegenstand für das Subjekt, sondern auch ein Subjekt für den Gegenstand. ... Die Produktion produziert die Konsumtion ..., 1. indem sie ihr das Material schafft; 2. indem sie die Weise der Konsumtion bestimmt; 3. indem sie die erst von ihr als Gegenstand gesetzten Produkte als Bedürfnis im Konsumenten erzeugt.“

Er vermerkt nicht nur: „Das Bedürfnis, das sie (die Konsumtion) nach ihm (dem Gegenstand) fühlt, ist durch die Wahrnehmung desselben geschaffen“ (heute natürlich auch durch die Wahrnehmung in Fernsehen), sondern fügt – als schreibe er für den Leser dieser Zeitschrift – hinzu: „Der Kunstgegenstand – ebenso jedes andre Produkt – schafft ein kunstsinniges und schönheitsgenußfähiges Publikum.“ (Zitat aus MEW 42, 27 f.)

Natürlich wäre es völlig widersinnig zu meinen, es solle nicht den Bedürfnissen entsprechend produziert werden, denn damit würde der Produktion jegliche Basis genommen werden. Worauf es ankommt, ist, durch eine den vorgefundenen Bedürfnissen im notwendigen Maße entsprechende Produktion zugleich Möglichkeiten für die Entstehung neuer Bedürfnisse zu produzieren. Das Maß der Notwendigkeit ist nur durch konkrete politökonomische Analyse bestimmbar – nicht durch die Analyse der veröffentlichten Meinungen oder zentralistischer Wunschvorstellungen –, das Maß der Möglichkeit wird durch die der Notwendigkeit bewußten Tätigkeit der Produzenten selbst bestimmt. (Freiheit als Einsicht in die Notwendigkeit heißt übrigens nicht, blindlings dem Obwalten irgendwelcher höherer Instanzen zu vertrauen, sondern Einsicht genommen zu haben in die Notwendigkeit, hineingesehen zu haben in die ihr zugrundeliegenden Strukturen und Prozesse usw. und auf dieser Basis seine Entscheidungen zu treffen.) Das Maß der Notwendigkeit zwingt uns, rauh angeschlagen, neunzig Prozent unserer Produktion zu planen (es können auch 85 oder 95 Prozent sein – darüber kann nicht am grünen Tisch entschieden werden). Wer meint, es müßte hundertprozentig geplant werden, verkennt, daß solch unflexible Planung mit dazu beigetragen hat, daß Produktions- und Arbeitszeit gegenwärtig zu vielleicht einem Drittel oder einem Viertel (genaue Daten wurden ja nie veröffentlicht) überhaupt nicht genutzt werden, weil die Materialversorgung nicht klappt, überaltete Maschinen und Anlagen häufig ausfallen und repariert werden müssen, die Produzenten wegen der schlechten Versorgung während der Arbeitszeit einkaufen gehen usw. – zur Verdeutlichung: Wenn eine Brücke als mit zehn Tonnen befahrbar ausgeschildert ist, so weiß jeder, daß er sie im Notfall auch mit zwölf oder gar fünfzehn Tonnen befahren kann (aber nicht soll), wohingegen unsere Pläne schon bei einer Mehrbelastung von zehn Gramm sofort zusammenbrechen, und das führt zu den genannten Verlusten in Milliardenhöhe. Wer meint, es brauche überhaupt nicht geplant zu werden, verkennt die elementaren Notwendigkeiten vergesellschafteter Produktion – nicht erst in der feudalen Dreifelderwirtschaft wurden



die Felder selbstverständlich planmäßig aufeinander abgestimmt bestellt (kein Mitglied der Dorfgemeinde hätte es sich erlauben können, aus dem langfristigen Flurbestellungsplan auszubrechen), ganz zu schweigen von der Planung multinationaler Konzerne und staatsmonopolistischer Wirtschaftseinheiten.

Ob neunzig Prozent der Produktionszeit richtig geplant worden sind, erweist sich auf dem Markt. Der Markt ist also nicht das Gegenteil des Plans, sondern unter den gegenwärtigen Bedingungen ein notwendiges Korrektiv. Der Markt zeigt, ob die von uns hergestellten Produkte den vorgefundenen Bedürfnissen entsprechen. Das ist ein notwendiges, aber kein hinreichendes Korrektiv, denn ob wir umweltfreundlich produziert haben, ob die Produktionsstruktur den langfristigen Entwicklungstendenzen entspricht usw., all das zeigt uns der Markt nicht oder viel zu spät. Dazu bedarf es einer richtigen Kombination von zentraler, auf die realen gesellschaftlichen Bedürfnisse orientierter und betrieblicher, auf die Bedürfnisse der einzelnen Produzenten und Produzentengruppen orientierter Planung. Das außerordentlich schwierige Problem der Planabstimmung ist nur auf dem Wege der demokratischen, öffentlichen Diskussion lösbar – indem die „unteren“ Planungsebenen (Betriebe und Kombinate, Gemeinden und Kreise usw.) und die „oberen“ (etwa die Plankommissionen der Bezirke und der Republik als ganzer) ihre strategischen Vorstellungen über die zukünftige Entwicklung zur Diskussion stellen und im Ergebnis dieser Diskussionen zu langfristigen, der Öffentlichkeit bekanntgegebenen Entscheidungen gelangen. Neunzigprozentplanung ermöglicht, unerwartet eingetretene Störungen bei der Zulieferung, in der Produktion und im Absatz auszutariieren, sie ermöglicht auch (im Idealfall, bei störungsfreier Produktion), zehn Prozent der Produktionskapazität (dazu zählen Arbeitskräfte, Maschinen, Material usw.) experimentell zu nutzen. Diese zehn Prozent sind ungemein wichtig, sie sind die eigentliche Quelle ökonomischen, technischen, wissenschaftlichen und kulturellen Fortschritts in der Produktion (haben aber natürlich die „restlichen“ neunzig Prozent zu ihrer Voraussetzung). Neue Produkte und neue Produktionsverfahren benötigen zu ihrer Einführung freier Produktionskapazität, denn wenn sie wirklich neu sind, dann weiß man eben vorher nicht so ganz genau, wie alles funktionieren wird. Deshalb sind sie heutzutage die ärgsten Feinde der Leiter von hundertprozentig verplanten Produktionsbetrieben.

Besonders vertrackt wird die Geschichte, wenn man selber etwas ganz Neues, vorher noch nie Dagewesenes machen will. Bei der berühmten IBM rechnet man, daß von 400 Ideen 200 als unbrauchbar im Papierkorb verschwinden, bevor sie auf dem Reißbrett erscheinen, weitere 100 danach, sodann überstehen 50 nicht die erste Kostenkalkulation usw. – aus den ursprünglich 400 vorhandenen Ideen sind letztlich zwei (!) weltmarktfähige Produkte entstanden. Aber niemand glaubt dort, daß die übrigen 398 Ideen sinnlos gewesen seien, denn man braucht dort eben 400 Ideen, um zwei Produkte auf dem Weltmarkt eta-

blieren zu können. Natürlich, wer keine Freiräume zuläßt und sich einbildet, schon im voraus alles planen zu können, der mag zwar glauben, aus fünf Ideen ein weltmarktfähiges Produkt entstehen zu lassen, aber er wird scheitern, und zwar nicht, weil er unfähige Wissenschaftler und Technologen besitzt, sondern weil er unfähig ist, die für den Fortschritt unabdingbaren Freiräume zu schaffen. Es ist immer dasselbe: Wer ganz sicher gehen will, kommt auch nur ganz langsam voran, und wer schneller gehen will, der muß auf ein Stück Sicherheit verzichten – wer aber um der Sicherheit willen sich überhaupt nicht mehr bewegt, der steuert geradewegs auf den sicheren Untergang zu (unsere vormalige Partei- und Staatsführung hat es in aller Deutlichkeit demonstriert).

Wo werden nun die neuen Bedürfnisse produziert? Natürlich zuerst in den zehn Prozent Freiraum. Der Computer und das Nylonhemd, die Compact Disk und das Auto, sie alle mußten im Kapitalismus zunächst einmal ausprobiert werden, ob sie marktfähig sind und auch profitabel, auf welche Weise man sie an den Mann bzw. an die Frau zu bringen hat usw. Das alles kostet Produktionskapazität. Auch zeigt sich, daß man klein anfangen muß – Elektrizität wurde zunächst für Beleuchtungszwecke verwendet, dann erst für den Betrieb kleiner Elektromotoren, und noch später entstanden die Großkraftwerke. Da gehörte die Elektrizität schon lange zu den neunzig Prozent Produktion, die der Befriedigung der vorgefundenen Bedürfnisse dienen – durch deren Befriedigung allerdings auch einige althergebrachte Bedürfnisse verschwanden.

Es hat wenig Sinn, sich über die durch den Individualverkehr erzeugte „Blechlawine“ aufzuregen, solange wir nicht in der Lage sind, ein modernes Massenverkehrssystem zu schaffen. Mit Hilfe eines solchen Massenverkehrssystems könnte das übersteigerte Bedürfnis nach dem eigenen Auto abgebaut werden (moralisierende und ideologisierende Argumentationen bewegen da so gut wie nichts).

Der Leser dieser Zeitschrift möge mir verzeihen, daß ich mich so lange im technisch-ökonomischen Bereiche aufgehalten habe. Es wird ihm nicht schwerfallen, das hier Ausgeführte auf den Bereich industrieller Formgestaltung zu übertragen. Umgekehrt ist aber hervorzuheben, daß heute ohne – durchaus kostenaufwendige – Formgestaltung und mannigfache Experimente auf diesem Gebiet kaum ein Produkt mehr auf dem Weltmarkt absetzbar ist. Wie häufig habe ich es erleben müssen, daß unsere Produkte unbeachtet blieben, nur weil die Hersteller meinten, auf den „künstlerischen Klimbim“ verzichten zu dürfen. Industrielle Formgestaltung selbst ist heute ein fortlaufend reproduziertes Bedürfnis und darum auch ein Beleg für das, was Marx „die Verwandlung dessen, was überflüssig erschien, in Notwendiges, geschichtlich erzeugte Notwendigkeit“ nannte (MEW 42, 434). Überhaupt erscheint den meisten unserer Ökonomen die Produktion von Bedürfnissen als etwas Überflüssiges – man hätte ja schon genug damit zu tun, die vorhandenen zu befriedigen. Die so Argumentierenden übersehen nur, daß sich die Produktion von Be-

dürfnissen längst in historische Notwendigkeit verwandelt hat, daß sie überdies die notwendige Voraussetzung für die Überwindung überkommener – klein- wie auch großbürgerlicher – Bedürfnisse ist. Man sage auch nicht, daß unsere Mittel dafür viel zu beschränkt seien. Erstens – und das haben wir leider nie begriffen – muß man investieren, wenn man sparen will. Und zweitens hat uns die Sowjetunion in den ersten zehn Jahren ihres Bestehens – ihre ökonomische Lage war damals unvergleichlich schlechter als die unsrige heute – wahrlich demonstriert, was an „Überflüssigem“ in Kunst und Wissenschaft und auch im Design hervorgebracht werden kann, wenn man die notwendigen Freiräume (also nicht beliebig große) zur Verfügung hat. Hier gilt wohl auch, was Goethe über die besten Lebens- und Arbeitsverhältnisse des Schriftstellers gesagt hat: Die besten seien die mittleren – sind sie zu schlecht, dann hat er zu viel mit dem Broterwerb zu tun, sind sie zu gut, dann wird er faul.

Sorgen wir also für in diesem Sinne beste Verhältnisse auch im Bereich der industriellen Formgestaltung.

Thomas Kuczynski

#### Produktivkraft architektonische Gestaltung\*

Architektonische Gestaltung, die „eigentliche Arbeit des Architekten“, ist als Teil produktiver Gesamtheit und damit als Produktivkraft im Prozeß der Produktion gebauter Umwelt weder *theoretisch* begriffen noch *praktisch* zur Wirkung gebracht. Warum das so ist, will ich zu begründen versuchen.

*Zur Theorie der architektonischen Gestaltung*

Unter den Produktivkräften versteht die marxistische politische Ökonomie bekanntlich die Gesamtheit der subjektiven und gegenständlichen Faktoren des Produktionsprozesses sowie deren Zusammenwirken bei der Produktion materieller Güter. Zu den Produktivkräften gehören die *Menschen* als die Hauptproduktivkraft, die über bestimmte Produktionserfahrungen, Arbeitsfertigkeiten und Bildung verfügen, und die *Produktionsmittel*, nämlich die Arbeitsmittel und Arbeitsgegenstände, aber auch die zur Produktivkraft gewordene Wissenschaft sowie das System der Leitung, Planung und Organisation der Produktion.<sup>1</sup> Diese allgemein anerkannte Definition schließt ein Verständnis der architektonischen Gestaltung als Produktivkraft nicht von vornherein aus. Daß dies trotzdem geschehen konnte, hat zwei Ursachen: zum einen zurückgebliebene Auffassungen über architektonische Gestaltung, zum anderen einengende Interpretationen des Begriffs Produktivkräfte.

Was die Zurückgebliebenheit der Auffassungen über architektonische Gestaltung betrifft, so muß festgestellt werden, daß trotz gegensätzlicher Bemühungen das traditionelle Konzept von architektonischer Gestaltung wesentlich als künstlerische Gestaltung – wenn auch nicht mehr ganz so selbstbewußt – fortlebt. Dadurch wird die Betrachtung der architektonischen Gestaltung als produktive Tätigkeit – als Produktivkraft – im Prozeß der Produktion gebauter Umwelt erschwert und weiterhin die Hoffnung genährt, sie als eine Sinn stif-



tende und Schönheit spendende ideell-ästhetische Gegenkraft zu der durch Zweck und Konstruktion bestimmten materiell-praktischen Produktion gebauter Umwelt verwirklichen zu können, wie das seit Vitruv immer wieder empfohlen worden ist. Daß dies allerdings heute nicht funktioniert, zeigt die Praxis. Angesichts der realen Arbeitsteilung – und damit auch Machtverteilung – zwischen unmittelbaren Bauproduzenten und entwerfenden Architekten im gegenwärtigen Prozeß industriellen Bauens verbleibt architektonischer Gestaltung oft nur noch die Chance, die von der Technik hergestellten industriellen Erzeugnisse – und so heißen sie ja auch – zu bekunsten: zu verschönern, zu dekorieren.

Architektonische Gestaltung hätte jedoch einen völlig anderen Stellenwert, wenn sie als integratives Moment der Produktion gebauter Umwelt und damit selbst als Produktivkraft begriffen und praktiziert würde: darauf orientiert, daß Architektur – bei Ausnutzung aller historisch-gesellschaftlich konkret gegebenen materiell-technischen, sozial-ökonomischen und kulturell-ideologischen Realisierungsbedingungen – praktisch wie ästhetisch, materiell wie ideell mit dem Leben der Menschen in Übereinstimmung gerät.<sup>2</sup> Freilich gehört dazu auch ein philosophisch seriöser Begriff von Gestaltung, der nicht bei Ästhetik und Kunst anfängt, sondern auf sie anwendbar ist, sofern es sich bei Gestaltung auch oder ganz und gar um sinnlich wahrnehmbare und wertbare Zeichenkomplexe im Kommunikationsprozeß handelt. In erster Linie geht es darum, Gestaltung generell als *Formieren* zu begreifen, nämlich als das Herausarbeiten des Inhalts mittels der Form und in der Form, als das Optimieren der Funktion mittels der Struktur und in der Struktur jedweder Systeme, Organismen und Dinge. In diesem allgemeinen Sinn sprechen wir ja auch von Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft, von einem Vorgang also, der nur unter bestimmten Aspekten, aber nicht grundsätzlich ästhetischer Natur ist. Wenn wir dagegen über Gestaltung von Gegenstand und Raum sprechen, dann haben wir der Besonderheit Rechnung zu tragen, daß diese praktisch erst angeeignet sind und funktionieren, wenn sie ästhetisch angeeignet sind und funktionieren – und umgekehrt.<sup>3</sup>

Was nun den einengenden Umgang mit dem Begriff Produktivkräfte betrifft, so weiß jeder, daß im Alltag der materiellen Produktion, auch der Bauproduktion, trotz gegenteiliger Beteuerungen und gelegentlicher Ermahnungen unter Produktivkräften oftmals nur die Produktionsmittel, speziell die Arbeitsmittel, verstanden werden. So schien es im Bauwesen der sechziger und siebziger Jahre vorrangig um die Technologie der Vorfertigung zu gehen, die alles bestimmte, während es heute vorrangig um die Computertechnologie – um CAD/CAM usw. – in diesem Prozeß zu gehen scheint. Ohne Zweifel lag und liegt in der Einführung und Durchsetzung dieser Technologien eine historische Notwendigkeit – nicht zuletzt angesichts der notwendigen Steigerung der Arbeitsproduktivität im friedlichen Wettstreit der Gesellschaftssysteme unserer Zeit. Aber sie dürfen nicht fetischisiert werden!

Dort wo als Hauptproduktivkraft der arbeitende Mensch, der Mensch mit seiner Arbeitskraft begriffen wurde, da war im Bauwesen nicht selten vorrangig der Bauarbeiter im unmittelbaren Produktionsprozeß gemeint. Zweifelsohne: In der unmittelbaren Bauproduktion ist die lebendige Arbeit des Bauarbeiters die entscheidende. Ohne die großen Leistungen der Bauarbeiter unseres Landes – Leistungen, die oft unter harten Bedingungen erbracht wurden – hätte überhaupt nicht gebaut und nie so viel und so gut gebaut werden können. Aber es hätte noch mehr daraus entstehen können, wenn in diesem Prozeß der Herstellung gebauter Umwelt auch der Architekt mit seiner Arbeit als produktiver Arbeit aktiver zur Wirkung gebracht und auch mehr anerkannt worden wäre.

Dort wo die Wissenschaft als unmittelbare Produktivkraft gefordert und gefördert wurde, da wurde sie nicht selten auf ihre technologische Anwendbarkeit eingeeignet begriffen und praktiziert. Solchen Einengungen entsprach bereits die theoretische Begründung der Wissenschaft als Produktivkraft, wie Gerhard Kosel sie in den fünfziger Jahren gegeben und später in leitenden Funktionen des Bauwesens und speziell der Bauwissenschaft der DDR bei der radikalen Durchsetzung des industriellen Bauens praktisch wirksam gemacht hat.<sup>4</sup> Wie er zu diesem theoretischen Konzept im einzelnen kam und wie er es praktisch umsetzte, hat er in einem Buch zusammenfassend dargestellt, das unter dem Titel „Unternehmen Wissenschaft“ vor kurzem erschien.<sup>5</sup> Ausführlich belegt er dort, wie er seine These von der Wissenschaft als einer unmittelbaren Produktivkraft und von der Produktion als der technologischen Anwendung der Wissenschaft aus dem von Karl Marx 1857 bis 1858 verfaßten Rohentwurf „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie“ hergeleitet hat. Dabei wird deutlich, daß er – offenbar aus einem nur vom Bauwesen her motivierten Interesse – ausschließlich jene Stellen im Text von Marx berücksichtigt, die den Zusammenhang von Wissenschaft, Technik und Produktion zum Inhalt haben.<sup>6</sup> Naturgemäß geht so manches von dem verloren, das Marx im Kontext auch gesagt hat. Das verblüffendste Beispiel dafür ist das folgende: Marx spricht an einer Stelle in den „Grundrisse ...“ von den Produkten der Industrie und sagt: „Sie sind von der menschlichen Hand geschaffene Organe des menschlichen Hirns; vergegenständlichte Wissenskraft. Die Entwicklung des capital fixe zeigt an, bis zu welchem Grade das allgemeine gesellschaftliche Wissen, knowledge, zur unmittelbaren Produktivkraft geworden ist, und dadurch die Bedingungen des gesellschaftlichen Lebensprozesses selbst unter die Kontrolle des general intellect gekommen, und ihm gemäß umgeschaffen sind. Bis zu welchem Grade die gesellschaftlichen Produktivkräfte produziert sind, nicht nur in der Form des Wissens, sondern als unmittelbare Organe der gesellschaftlichen Praxis; des realen Lebensprozesses.“<sup>7</sup> Kosel zitiert davon nur die Teilaussagen über die Industrieprodukte als „von der menschlichen Hand geschaffene Organe des menschlichen Hirns; vergegenständlichte Wissenskraft“ und über „das

allgemeine gesellschaftliche Wissen“, das „zur unmittelbaren Produktivkraft geworden ist“. Sodann kombiniert er diese Aussagen mit den – in den „Grundrisse ...“ ebenfalls enthaltenen – Aussagen über die technologische Anwendung der Wissenschaft auf die Produktion und folgert daraus die Marxsche Idee der *Wissenschaft als unmittelbare Produktivkraft*.<sup>8</sup> Das ist im Gesamtzusammenhang des Marxschen Denkens durchaus richtig, aber im Detail ungenau. Denn Marx spricht an der erwähnten – und eben deshalb hier so ausführlich zitierten – Stelle nicht von *Wissenschaft*, sondern vom *allgemeinen gesellschaftlichen Wissen, knowledge*, das zur unmittelbaren Produktivkraft geworden ist und – was bei Kosel unreflektiert bleibt – von den Bedingungen des gesellschaftlichen Lebensprozesses, die unter die Kontrolle des general intellect gekommen und ihm gemäß umgeschaffen sind. Im Grunde also spricht Marx hier von der produktiven Kraft der Menschen zur Gestaltung ihrer gesellschaftlichen Lebensbedingungen nach dem Maß ihres allgemeinen gesellschaftlichen Wissens!

Wenn Produktivkraft in diesem weiten Sinn und nicht verengt nur in technologischem Sinn interpretiert wird und wenn zugleich architektonische Gestaltung dem Wesen der Architektur – nicht dem der Kunst – entsprechend in der Einheit des Praktischen und Ästhetischen, des Materiellen und Ideellen als unabdingbares und integratives Moment im Prozeß der Produktion gebauter Umwelt des Lebens der Menschen aufgefaßt wird, dann kann *architektonische Gestaltung als Produktivkraft* sehr wohl theoretisch begründet und praktisch verwirklicht werden.

Wenn architektonische Gestaltung als Produktivkraft noch immer nicht anerkannt, geschweige denn durchgesetzt ist, so liegt das freilich nicht nur daran, daß die Arbeit des Architekten theoretisch – technikorientiert – in „produktive Arbeit“ und – kunstorientiert – in „künstlerisches Schaffen“ geteilt interpretiert wird, wie bei Kosel<sup>9</sup>, sondern vor allem auch daran, daß sie in der Praxis als eine solcher Art in Technik und Kunst geteilte Arbeit vollzogen wird. Das hat seine Ursache wesentlich in der Stellung der Architekten im gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß gebauter Umwelt.

*Zur Praxis der architektonischen Gestaltung*  
Die Potenzen architektonischer Gestaltung entfalten sich – und dies schon immer – im Beziehungsfeld des Architekten zum Auftraggeber, zum Nutzer und zum Produzenten gebauter Umwelt. Dieses Beziehungsfeld ist als Einheit von Widersprüchen zu betrachten, die aus den unterschiedlichen Interessen der einzelnen Partner resultieren und die auf optimale Weise nur dadurch überwunden werden können, daß sie – in je historisch konkreten Formen gesellschaftlicher Verhältnisse der Produktion gebauter Umwelt – mit dem Willen zur Gemeinsamkeit untereinander ausgetragen und ausgeglichen werden. Aus der Sicht des Architekten erscheint die allseitig freie, von Widersprüchen befreite, keinem der Partner zugeordnete oder untergeordnete, aber mit allen Partnern aktiv verbundene Stellung des Architekten in diesem Beziehungsfeld



oftmals als die ideale, weil in Hinsicht auf architektonische Gestaltung als die selbständigste. Aber das ist eine Utopie. Die in diesem Beziehungsfeld objektiv angelegten Widersprüche können nicht abgeschafft werden, schon gar nicht heute unter den Bedingungen einer hochgradig vergesellschafteten Produktion gebauter Umwelt – weder im Kapitalismus mit seinem Profit- und Marktmechanismus noch im Sozialismus mit seiner Planwirtschaft. Also kommt es darauf an, danach zu fragen: *worin* diese Widersprüche bestehen, *wozu*, *in wessen Interesse* sie gelöst werden sollen und *wie* das geschehen kann.

In der DDR arbeiten die meisten Architekten in Abteilungen Projektierung der Baukombinate, also der Bauproduktion direkt unterstellt. Das Problem für die Arbeit der Architekten besteht nicht in erster Linie in der Bindung an die Bauproduktion prinzipiell, sondern in der Art und Weise dieser Bindung, nämlich in der dadurch oft praktizierten *Entbindung* von ihren unmittelbaren Kontakten zum Auftraggeber und zum Nutzer und damit von ihrer persönlichen Verantwortung diesen gegenüber wie auch von der lebendigen Kontrolle durch diese. Dadurch wird – was für ein unvernünftiger Widerspruch! – die Nähe der Produktion zur Ferne von der Gesellschaft, von Auftraggeber und Nutzer – vor allem im Massenwohnungsbau, da hier Auftraggeber und Nutzer weitgehend anonym sind. So ist – oder scheint zumindest – die Vergesellschaftung der Arbeit des Architekten vom Bauwesen her betrachtet *technologisch* perfekt garantiert, aber von der Gesellschaft her, also gesamtgesellschaftlich betrachtet, *demokratisch* nicht realisiert – zumal Offenheit und Öffentlichkeit in diesem Beziehungsfeld des Architekten zur Gesellschaft, zum Auftraggeber und zum Nutzer, aber auch innerhalb des Bauwesens, dem er zugehört, gelinde gesagt schwach entwickelt sind. Eben dadurch bleibt die Arbeit des Architekten in die Gesamtarbeit des Bauens für die Gesellschaft ungenügend integrierte Teilarbeit und gerade deshalb in ihrer Wirkungspotenz eingeschränkt: ökonomisch und kulturell, kulturell und ökonomisch!

Dieser Zustand kann nur überwunden werden durch *Freisetzung* sozialistischer Potentiale im Beziehungsfeld des Architekten zum Auftraggeber, zum Nutzer und zum Produzenten im Prozeß der gesellschaftlichen Reproduktion gebauter Umwelt – und damit durch die *Freisetzung* des Architekten zur Wahrnehmung seiner spezifischen Verantwortung gegenüber der Gesellschaft als Gestalter der gebauten Umwelt des Lebens der Menschen, also durch die *Freisetzung* der architektonischen Gestaltung, der eigentlichen Arbeit des Architekten, als Produktivkraft! Dazu bedarf es nicht nur baupolitischer, sondern gesamtgesellschaftspolitischer Konzepte, Entscheidungen und Veränderungen!

Bruno Flierl

#### Anmerkungen

- 1 Wörterbuch der Ökonomie, Sozialismus, Berlin 1973, S. 745
- 2 Bruno Flierl: *Architekt als Kunst?* (1983), in: *Architektur und Kunst. Texte 1964–1983*, Fundus-Bücher 91/92, Dresden 1984, S. 294 ff., S. 315
- 3 Lothar Kühne: *Gegenstand und Raum. Über die Historizität des Ästhetischen*, Fundus-Bücher 77/78, Dresden 1981, S. 75 und 268

4 Gerhard Kosel bekleidete hohe staatliche Funktionen: als Staatssekretär und Erster Stellvertreter des Ministers für Aufbau, als Präsident der Bauakademie und als Vorsitzender der Ständigen Kommission Bauwesen des RGW. Sein theoretisches Konzept erschien in Buchform zuerst 1957 unter dem Titel „Produktivkraft Wissenschaft“. Anfangs teilweise bestritten, gewann es 1961 offizielle Anerkennung.

5 Gerhard Kosel: *Unternehmen Wissenschaft. Die Wiederentdeckung einer Idee. Erinnerungen*, Berlin 1989

6 Karl Marx: *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf)*, 1857–1858, Berlin 1953, S. 586 f., 592, 594, 597; bei Kosel, a. a. O., S. 134 f.

7 Karl Marx, a. a. O., S. 694

8 Gerhard Kosel, a. a. O., S. 134 f.

9 ebd., S. 159

\* Vortrag auf dem 5. Bauhaus-Kolloquium in Weimar, vom 27. bis 30. 6. 1989

*Die politischen Verhältnisse sind in Bewegung geraten, doch die eigentliche Arbeit, die zur Veränderung der Gesellschaft führt, die ihre Demokratisierung ausmacht, beginnt erst. Die bisher vernachlässigte, auch durch den Ministerratsbeschuß von 1984 nicht veränderte Arbeitsumweltgestaltung hat die Abteilung Arbeitsumwelt im Amt für industrielle Formgestaltung veranlaßt, analytisch tätig zu werden. Im folgenden Text stellt diese Abteilung ihren Standpunkt dar, schildert die Situation, macht Vorschläge.*

*Der zweite Text, von Jörg Petruschat, Humboldt-Universität (als Beitrag zur Diskussion gehalten auf dem Kolloquium „Sinnerfüllung durch und in der Arbeit“ am 16. 11. 1989 im Bauhaus Dessau), reagierte auf die beschriebene Situation, fragt nach Ursachen, diskutiert die Vorschläge.*

#### Standpunkt

##### Vorbemerkung

Die Fachabteilung Arbeitsumwelt des Amtes für industrielle Formgestaltung (AIF) hat in den vergangenen Jahren an der Umsetzung des Ministerratsbeschlusses zur Entwicklung der Arbeitsumweltgestaltung vom Oktober 1984 mitgewirkt. Dieser Beschluß, der 1990 ausläuft, wird, wie unsere Analyse zeigt, in keinem Punkt erfüllt. Wir haben deshalb in diesem Jahr umfangreiche, für die DDR repräsentative Untersuchungen durchgeführt, um eine reale Einschätzung der Situation als Grundlage für weiterführende Maßnahmen vorzunehmen. Im Ergebnis vertreten wir zusammenfassend die folgenden grundlegenden Positionen:

#### 1. Das Gestaltungsniveau

Die Gestaltung der materiellen Arbeitsbedingungen ist eine gesamt-gesellschaftlich/strategische Aufgabe ...

##### Zur Situation:

Nach unseren Untersuchungen hat das Gestaltungsniveau der Arbeitsbedingungen direkte Auswirkungen auf die Arbeitsproduktivität, die Qualität der Arbeit, die Arbeitszufriedenheit, die Motivation, die Identifikation mit Arbeit und Betrieb und die Fluktuation. Demgegenüber werden die Aufgaben der Arbeitsumweltgestaltung in allen Planungs- und Bilanzierungsprozessen von finanziellen, personellen und materiellen Ressourcen stets als untergeordnet (volkswirtschaftliche Rang- und Reihenfolge) behandelt und meist völlig gestrichen ...

##### Unsere Analysen zeigen:

1. Die einfache Reproduktion der materiellen Arbeitsbedingungen in der DDR ist seit

Jahren nicht mehr gesichert. Überdurchschnittlich zunehmender Verschleiß und eine seit Jahren rückläufige Bedarfsdeckung an Erzeugnissen und Leistungen verschärfen diese Situation.

2. Das Erscheinungsbild der materiellen Arbeitsbedingungen nimmt immer kritischere Formen an und wird von den Werktätigen auf Grund immer größerer Diskrepanz zwischen Arbeits- und Freizeitbereich, immer besserer Informationsmöglichkeiten über das fortgeschrittene internationale Niveau zunehmend bewußt vergleichend wahrgenommen und bewertet.

#### 2. Demokratische Mitbestimmung

Die Entwicklung der Arbeitsumwelt und der Arbeitskultur erfordert, als ständigen Antrieb, die entscheidende demokratische Mitwirkung der Werktätigen auf gesetzlicher Grundlage ...

##### Zur Situation:

Wie unsere Analysen zeigen, findet eine demokratische Mitwirkung und Kontrolle bei technisch, technologisch bedingten Veränderungen der Arbeitsbedingungen durch die betroffenen Werktätigen oder ihre gewerkschaftlichen Interessenvertreter in der Regel nicht statt. Bestehende gesetzliche Möglichkeiten werden nicht ausreichend genutzt, sind aber auch nicht zwingend genug formuliert. Die Inaktivität der gewerkschaftlichen Interessenvertreter bei der Entwicklung der materiellen Arbeitsbedingungen wird in unseren Analysen durchgehend als zentrales Problem benannt.

##### Vorschläge:

1. Wahl und Aufstellung von gewerkschaftlichen Arbeitsumweltobleuten und Arbeitsumweltkomitees ...
2. Gesetzlich fixierte Informationspflicht des Betriebes über alle technisch-technologischen Maßnahmen, Verfahrensentwicklungen, Investitions- und Rationalisierungsvorhaben, die zu Veränderungen der Arbeitsbedingungen führen. Gesetzlich geregelte Zustimmungspflicht von Arbeitsumweltobleuten und Arbeitsumweltkomitees bei Aufgabenstellungen, Grundsatzentscheidungen, Projektverteidigungen und allen arbeitsumweltrelevanten Aktualisierungen (Änderung der Investitionsgesetzgebung, Kontrolle durch Bauaufsicht und Gutachterstellen).
3. Verbindliche Mitwirkung der Werktätigen bei Vorhaben ihrer Wahl in Projektgruppen ...
4. Jährliche Abrechnung „nicht gesundheitsbeeinträchtigender“ und „befriedigend gestalteter Arbeitsplätze“ durch die Arbeitsumweltobleute und Arbeitsumweltkomitees als Grundlage für die leistungsgerechte Entlohnung der verantwortlichen Leiter und die Festlegung einer entsprechenden Abführung für „gesundheitsbeeinträchtigende“ und „nicht befriedigende“ Arbeitsplätze an einen zentralen Arbeitsumweltfonds der Gewerkschaft.
5. Erarbeitung und Vertrieb attraktiver, anschaulicher, populärwissenschaftlicher Informations- und Schulungsmittel zu den Erkenntnissen und Erfahrungen komplexer Arbeitsumweltgestaltung ...

#### 3. Interdisziplinäre Arbeitsweisen

Ausgehend von einem ganzheitlichen Verständnis der Arbeitsumwelt sind neue interdisziplinäre Arbeitsweisen zu praktizie-



ren, um komplexe Arbeitsumweltlösungen (in der Einheit von Analyse, Projektierung und Realisierung) zu entwickeln. Das erfordert eine Profilierung der Arbeitshygieneinspektionen und WAO-Abteilungen und den Aufbau von interdisziplinären Projektierungsgruppen für Arbeitsumweltgestaltung (Arbeitshygieniker, Arbeitspsychologen, Arbeitsingenieure, Arbeitsumwelt Designer und Architekten) parallel zu den technologischen und bautechnischen Projektierungskapazitäten.

#### Zur Situation:

1. Die Arbeitshygieneinspektionen befassen sich einseitig mit analytischen Aufgaben zu gesundheitsschädlichen Arbeitsumwelteinflüssen (keine Erfassung kanzerogener und allergisierender Gefährdungen sowie von neuropsychischen Belastungen, ergonomischen und Beleuchtungsproblemen, keine projektierende Problemlösung).

2. Die betrieblichen WAO-Abteilungen nehmen vorwiegend analysierende und gestaltende Aufgaben auf den Gebieten Arbeitsklassifizierung und Arbeitsnormung wahr. Bei hoher Fluktuation und sinkendem Kaderbestand verfügen diese Abteilungen über zu wenig Fachkader und sind nicht in den projektierenden Bereichen eingeordnet. So ist eine qualifizierte Wahrnehmung von Aufgaben des Arbeitsstudiums und der Arbeitsgestaltung häufig schon aus Gründen der strukturellen Einordnung objektiv nicht möglich. Wie die Analyse zeigt, verwendet der WAO-Mitarbeiter, der im Durchschnitt mehr als 1000 Werkstätige betreut, weniger als 10 Prozent seiner Arbeitszeit auf Aufgaben der Arbeitsgestaltung (vorwiegend Lärm und Luftverunreinigungen). Es ist festzustellen, daß Arbeitsstudium und Arbeitsgestaltung in den letzten Jahren im Aufgabenspektrum der WAO immer weiter zurückgedrängt wurden und in den meisten Betrieben nicht mehr wahrgenommen werden ... Die über Jahre gewachsene einseitige Ausrichtung hindert die WAO aber nicht daran, ihren „Alleinvertretungsanspruch“ für das gesamte arbeitswissenschaftliche Leistungsspektrum aufrechtzuerhalten ...

3. Die von uns analysierten realisierten Investitionsvorhaben zeigen unter anderem, daß die meisten „neu gestalteten Arbeitsplätze“ gravierende arbeitswissenschaftliche Mängel, ein niedriges Designniveau bis zu massenhaft neu geschaffenen Arbeiterschwerenissen aufweisen.

#### Vorschläge:

1. Ausbau der Arbeitshygieneinspektionen als Arbeitsumweltinspektions- und Beratungseinrichtungen mit leistungsfähigen Meßlabors ...

2. Spezialisierung der WAO-Abteilungen auf die wirksame Durchsetzung des Leistungsprinzips sowie auf die Mitwirkung zu diesen Fragen bei Rationalisierungs- und Investitionsvorhaben.

3. Aufbau von zentralen leistungsfähigen interdisziplinären Struktureinheiten für die Analyse und Projektierung auf dem Gebiet der Arbeitsumweltgestaltung mit Zugriff auf Realisierungskapazitäten in den zentralen Projektierungseinrichtungen großer Kombinate.

4. Erhöhung der Ausbildungsquoten von Hochschulkadern der Fachrichtungen Ar-

beitsingenieurwesen, Arbeitspsychologie, Arbeitssoziologie, Arbeitsumweltdesign und Industriearchitektur, Aufbau einer Hochschulbildung für „Technische Arbeitshygiene“.

5. Die Bildung von interdisziplinären Gruppen für Analyse- und Projektierungsaufgaben der Arbeitsumweltgestaltung auf freischaffender Basis in der Art der Formgestalterkollegien ist auch für arbeitswissenschaftliche Spezialisten zuzulassen und staatlich zu fördern.

#### 4. Kennziffern

Neu zu definierende ganzheitliche Kennziffern müssen der regelmäßigen realen Bewertung des Entwicklungsniveaus der Arbeitsumwelt dienen.

#### Zur Situation:

1. Die gegenwärtig verwendeten Kennziffern sind ungenau definiert, überschneiden sich (WAO-Kennziffern und arbeitshygienischer Bericht) und werden ohne die Bestätigung der Betroffenen abgerechnet.

2. Die mit Vorliebe propagandistisch verwendeten Kennziffern der WAO (Anzahl der Arbeitsplätze, die mit Hilfe der WAO umgestaltet werden OP 0915 und Abbau von Arbeiterschwerenissen Formblatt 711) stehen mit einer Um- und Neugestaltungsquote von jährlich fast 20 Prozent aller Arbeitsplätze im Industriebereich im direkten Widerspruch zu unseren analytischen Erkenntnissen zum Beispiel in bezug auf die arbeitshygienischen Forschungsergebnisse, nach denen 90 Prozent aller Arbeitsplätze ergonomische Mängel aufweisen. Zusammenfassend halten wir die weitere Anwendung dieser Kennziffern und deren propagandistische Verwendung vor allem auch durch führende Gewerkschaftsvertreter (vgl. Arbeit und Arbeitsrecht 9/89) für eine gefährliche Form der Schönfärberei, die das Vertrauen der Werkstätigen untergräbt.

#### Vorschläge:

1. Eine einmal jährlich anzufertigende und durch die Arbeitsumweltbeauftragte zu bestätigende Statistik, die gleichermaßen der Analyse, der Planung und der Leistungsbewertung dient ...

2. Um die negativen volkswirtschaftlichen Auswirkungen stärker dem Verursacher anzulasten und Veränderungen zu stimulieren, sind auf der Grundlage der neu zu definierenden Kennziffern finanzielle Gebühren für schlecht gestaltete Arbeitsumweltbedingungen zu erheben und einem zentralen Arbeitsumweltfonds zuzuführen, der durch die Gewerkschaft verwaltet wird (siehe auch Punkt 6).

#### 5. Der Bedarf

Die Entwicklung der materiellen Arbeitsbedingungen in der DDR ist nur bei zunehmend bedarfsdeckender Bereitstellung der erforderlichen materiellen und produktiven Fonds für die Realisierung guter Arbeitsumweltlösungen möglich.

#### Zur Situation:

1. Eine repräsentative Analyse in 180 Betrieben des Bezirkes Dresden zeigt:

– 30 Prozent aller eingesetzten Industrie- und Büromöbel sowie Arbeitsstühle sind nicht funktionstüchtig und müßten sofort ersetzt werden,

– 60 Prozent aller Ausstattungselemente sind älter als 10 bis 15 Jahre,

– die durchschnittliche Bedarfsdeckung der Betriebe an Arbeitsumweltelementen liegt in den letzten fünf Jahren bei 20 Prozent mit rückläufiger Tendenz, bei einigen wichtigen Erzeugnissen (Bildschirmarbeitsplätze, Büromöbel, Werkzeugschränke) unter 10 Prozent,

– eine Reihe von wichtigen Hilfsmitteln für die ergonomische Arbeitsplatzgestaltung, wie zum Beispiel Stehhilfe, Fuß- und Armauflagen, werden serienmäßig nicht gefertigt,

– zu zirka 20 Prozent decken die Betriebe ihren Bedarf an Büromöbeln durch ungeeignete Wohnraum- und Küchenmöbel aus dem Bevölkerungsbedarf. Das entspricht einem Produktionsvolumen von zirka 100 Millionen Mark.

2. Die wenigen zur Zeit angebotenen Erzeugnisse werden durch die Betriebe zum überwiegenden Teil als qualitativ völlig unzureichend eingeschätzt. Da sich die Erneuerungsrate bei diesen Erzeugnissen für die Arbeitsumwelt seit Jahrzehnten um Null bewegt, ist zum internationalen Niveau ein Entwicklungsrückstand von 25 bis 30 Jahren entstanden. Dieser Rückstand wird sich auf Grund der zur Zeit sehr geringen, rückläufigen Entwicklungsaktivitäten (1989 keine neu eröffneten Entwicklungsthemen) in den nächsten Jahren weiter vergrößern.

3. Die Ausstattung der Arbeitsplätze, Produktions- und Pausenbereiche hat sich qualitativ so weit verschlechtert, daß gesundheitsschädliche Wirkungen (wachsender Krankenstand durch Schulter-Arm-Syndrome und Wirbelsäulenbeschwerden), abnehmende Identifikation mit dem Arbeitsplatz und Arbeitsproduktivitätsverluste bis zu 20 Prozent zu verzeichnen sind. Nach einer repräsentativen Untersuchung von zirka 1000 Sitzarbeitsplätzen durch die Arbeitshygieneinspektion Suhl 1988 weisen 90 Prozent aller Arbeitsplätze in der DDR ergonomische Defekte auf. Davon gehen 33 Prozent auf das Konto der vorhandenen Arbeitsstühle. Mehr als 40 Prozent aller Arbeiter sind gezwungen, an ihrem Arbeitsplatz ermüdende Zwangshaltungen einzunehmen.

4. Für die Realisierung von progressiven Gestaltungslösungen für Arbeitsplätze, Arbeits-, Pausen- und Sozialbereiche, stehen in der DDR keine Kapazitäten zur Verfügung (Ausbaugewerke, Handwerkskapazitäten). Von den im Rahmen des Ministerratsbeschlusses 1986 bis 1989 erarbeiteten Gestaltungsentwürfen konnten mit dem betrieblichen Ratiomittelbau und Handwerkskapazitäten des Territoriums weniger als fünf Prozent umgesetzt werden. Damit sind, wie Erfahrungen aus dem VEB Junkalor Dessau und dem VEB Nähmaschinenwerk Wittenberge zeigen, die qualitativen und quantitativen Grenzen der Umsetzung erreicht.

#### Vorschläge:

1. die stabile bedarfsdeckende Versorgung der Betriebe mit Ausstattungs- und Ausbauelementen für die Arbeitsumwelt, Körperschutzmitteln, Schallschutzmitteln und Lüftungstechnik ...

2. Mit Ausnahme von drei Arbeitsleuchtenherstellern sind alle zuständigen Hersteller zu beauftragen, unverzüglich Neuentwicklungen in Angriff zu nehmen ...



3. Aus den mit der Herstellung von Büro- und Industriemöbeln sowie von Arbeitsplatzleuchten befaßten Betrieben sollte ein zentral geleitetes Kombinat gebildet werden. Weitere Produktionskapazitäten sollten durch die Umprofilierung und Einordnung leistungsfähiger Hersteller von Wohnraum- und Küchenmöbeln erschlossen werden, zumindest in der Größenordnung der zirka 100 Millionen Mark, die gegenwärtig durch die Betriebe für den Ankauf von Wohnraum- und Küchenmöbeln für die Büroausstattung aufgewendet werden . . .

4. Mindestens 50 Prozent der vom VEB Innenprojekt Halle bisher bilanzierten Handwerks- und Ausbauproduktionskapazitäten sind für die Arbeitsumweltgestaltung in der DDR bereitzustellen (statt wie bisher nahezu ausschließlich für gesellschaftliche Bereiche) und entsprechend zu profilieren.

5. Für die Analyse, Projektierung und weitgehende Realisierung kleinerer und mittlerer Arbeitsumweltlösungen ist ein zentraler Betrieb mit territorialen Leistungseinheiten aufzubauen, der auf Vertragsbasis nach dem Prinzip der Eigenerwirtschaftung arbeitet. Wie die Befragung aller Kombinate der DDR zeigt, halten 82 Prozent die Bildung eines solchen Betriebes für sinnvoll, notwendig und überfällig. Dieser Betrieb sähe sich sofort einem Bedarf von 50 Millionen Mark gegenüber.

6. Die Übernahme von Realisierungsleistungen der Arbeitsumweltgestaltung durch territoriale Handwerksbetriebe ist zuzulassen und staatlich preis- und steuerrechtlich zu fördern.

7. Erzeugnisse für die Arbeitsplatz- und Arbeitsumweltgestaltung sind aus der zentralen Bilanzierung herauszunehmen und direkt über den Maschinenbauhandel oder den Fachhandel Möbel zu vertreiben, um die kurzfristige Umsetzung von Arbeitsumweltlösungen zu ermöglichen.

#### 6. Staatliche Förderung

Komplexe Arbeitsumweltgestaltung ist als kultureller Wert des Sozialismus mit direkter ökonomischer Wirkung staatlich umfassend zu fördern.

#### Vorschläge:

Von den Betrieben und Einrichtungen ist neben der finanziellen Abgabe für schlecht gestaltete Arbeitsbedingungen ein prozentualer Anteil aller Löhne und Gehälter (zum Beispiel 0,1 Prozent) an einen zentralen Arbeitsumweltfonds abzuführen. Über die Verwendung der Mittel entscheidet die Gewerkschaft im Zusammenwirken mit ausgewählten Kombinat und staatlichen Organen. Aus dem Fonds sind Aktivitäten zu finanzieren, wie zum Beispiel

– Schulungs- und Informationsaktivitäten für Arbeitsumweltbeauftragte und Leitungskader aller Ebenen einschließlich der Weiterbildungsunterlagen,

– die breitenwirksame Propagierung von Grundlagen und Beispielen komplexer Arbeitsumweltgestaltung in Form von attraktiven Publikationen, Ausstellungen, Videofilmen für die Schulung vor Ort (Nachnutzung international bereits vorhandener Materialien),

– Themen der Grundlagen-, Anwendungs- und Vorlauftforschung,

– die jährliche Auszeichnung von beispiel-

haften Arbeitsplatz- und Arbeitsumweltlösungen,

– der Aufbau einer zentralen Informationssammlung zu nationalen und internationalen Arbeitsumweltlösungen,

– die finanzielle Unterstützung der Vorbereitung von Konferenzen, Symposien und Erfahrungsaustauschen,

– die Unterstützung von interdisziplinären Entwurfsseminaren,

– die Vergabe von zeitweisen themengebundenen Stipendien für kollektive interdisziplinäre Grundlagen- und Vorlauftforschung,

– Studienreisen, Studienaufenthalte und andere internationale Weiterbildungs- und Austauschaktivitäten . . .

Joachim Fuchs

#### Illusorisch?

Das Thema und die Arbeitsprotokolle, die in Vorbereitung des Arbeitsumweltreport 90 entstanden sind, verweisen auf eine Illusion im Selbstverständnis vieler Arbeitsumweltgestalter in unserem Land. Diese Illusion besteht darin, daß durch eine funktionell-optimierte, ergonomisch ausgeklügelte, freundliche und heitere Gestaltung der Arbeitsumwelt den Werkern Sinnerfüllung zuteil werden kann, daß Sauberkeit und funktionelle Schönheit zur Identifikation mit den sozialistischen Betrieben führt und somit eine Leistungsmotivation herausbildet, die dem kapitalistischen Konkurrenzprinzip überlegen sei. Dies ist ungefähr der Kern des Idealismus, mit dem Arbeitsumweltgestalter sich gegen die übermächtigen Realitäten immer wieder in den freudlosen Werkalltag stürzen, um ihn trotzdem zu verbessern; einziger, und nicht in ökonomischen Parametern ausdrückbarer Rückhalt die eher moralische Hoffnung, das eigene soziale Engagement für die Arbeiter mit Rationalisierungseffekten (und somit für die Betriebsleitung einsehbar) zu verbinden.

Was ist daran das Illusorische? Das Illusorische besteht darin zu glauben, daß durch eine ästhetische Aufwertung der Arbeitsumwelt das den Werkern formell zugeschriebene Volkseigentum besser, effektiver, angeeignet und produktiv gemacht werden kann. Praktisch sieht das dann so aus, daß der Arbeitsumweltgestalter zumeist allein oder im kleinen Häuflein gegen die Betriebsleitungen Möglichkeiten erkämpft, Belastungen in den Arbeitsprozessen abzubauen, starre Arbeitsabläufe flexibler, disponibler zu gestalten sowie die betrieblichen Räume der Reproduktion der Arbeitskraft angenehmer, sauberer, menschenwürdiger zu gestalten. Mit dem Ergebnis, daß in den meisten Fällen Abstriche vom Gestaltungskonzept gemacht werden – angefangen bei Finanzierung und Projektierung bis hin zur Realisierung –, mit dem Ergebnis, daß das so schwer Erdachte an Verbesserungen nur zu einem geringen Teil und in den meisten Fällen gar nicht im Produktionsablauf wirksam wird.

Beides, das von mir als illusorisch bezeichnete im Selbstverständnis und die doppelte Tragik in der Realisierung – ich meine die für die Gestalter und die für die Betroffenen – hängen in der Wurzel miteinander zusammen, und diese Wurzel ist der Strukturzusammenhang jenes Typs von Sozialismus, der in der DDR bis auf den heutigen Tag aufgebaut wurde. Daß wir in der

Krise sind, ist klar, aber diese Krise ist nicht eine vorübergehende, durch Optimierung des politischen und ökonomischen Systems, durch die Auswechslung von Leuten und verfeinerten Konzepten auszugleichende, es ist die allgemeine und umfassende Krise einer Entwicklungsphase von Sozialismus überhaupt, „es ist die Krise des administrativ-zentralistisch organisierten Sozialismus“, eine Krise, die in Zyklen bis zum heutigen Tag sich zuspitzt, von 1953 und 1956, 1964 und 1968, 1970 und 1971, 1980 und 1985. Immer wieder folgte einem Aufbruch aus einer krisenhaften Situation, einer Wende, eine Serie von partiellen Reformen, eine Anpassung an neue Verhältnisse und Produktivkraft-Strukturen, immer aber wurde die Grundstruktur dieses Sozialismus nur modifiziert, niemals aufgegeben, niemals wirklich revolutioniert. „Die Folge waren stagnative Tendenzen, die immer breitere gesellschaftliche Bereiche erfaßten. Und diese stagnative Periode ging . . . in eine neue Krise über.“

Dieser krisenhafte Reproduktions- und Entwicklungszyklus des administrativ-zentralistischen Sozialismus ist in seiner Grundstruktur verankert – im Reproduktionszusammenhang von stets wachsender Konzentration aller entscheidenden Eigentümerfunktionen, aller bedeutungsvollen Machtpositionen, aller wirksamen geistigen Kräfte der Gesellschaft im administrativen Zentrum des Staates und der Partei einerseits und in der Enteignung der Werktätigen genau um diese Funktionen, Positionen und Kräfte andererseits. . . . Wer den Krisenzyklus des Sozialismus beseitigen will, muß seine Grundstrukturen in wahrhaft sozialistischer Weise umwälzen. Es ist eine Revolution notwendig. Wir müssen uns vom administrativ-zentralistischen Sozialismus verabschieden. Aber nicht zurück zum Privateigentum und nicht zurück zur Ausbeutung heißt das Gebot der Stunde, sondern echte Vergesellschaftung, wirkliche Sozialisierung von Eigentum. Macht und gesellschaftlichem Bewußtsein stehen auf der Tagesordnung.“<sup>1</sup>

Die Zusammenhänge und Konsequenzen, vergangene und zukünftige, zwischen dem eben Gesagten und der Arbeitsumweltgestaltung liegen auf der Hand. Solange die Verfügung der Arbeiter über die Produktionsmittel und das heißt auch über die Produktionsziele keine Strukturen hat, solange die Beteiligung an der politischen und ökonomischen Macht in dieser Gesellschaft nicht umschlägt in deren Ausübung, solange kann von einer sozialistischen Sinnerfüllung durch und in der Arbeit nur *gesprochen* werden. Solange also, mit einem philosophischen Begriff, die Entfremdung des Arbeiters von den Bedingungen, Inhalten und Ergebnissen seiner konkreten Arbeit nicht wirksame Strukturen ihrer Aufhebung hat, sondern durch zentralistische, administrative Verfügung über die Akkumulationsmittel auf Seiten der Werktätigen reproduziert wird, solange kann Arbeitsumweltgestaltung diese Enteignungsformen, wie sie konkret in den Produktionsbedingungen, im Verschleissensein der Arbeitsmittel und Reproduktionsbedingungen in den Betrieben erscheinen, zwar technologisch effizienter, ergonomisch verträglicher, farbenfreudiger gestalten – es wird dies



aber nicht mehr als eine Draperie, eine Anpassung des Menschen an den ökonomisch-technischen Prozeß sein. Solange die Akkumulation nicht im Zugriff der Arbeiter ist, solange er also nicht über den Bestand und die Erneuerung von seiner Tätigkeit verfügen kann, solange ihm also seine Selbstbestimmung im Arbeitsprozeß entzogen, äußerlich, fremd ist, solange einzig ein übergeordnetes Interesse über seine Tätigkeit entscheidet, kann der Sinn seiner Arbeit nur darin bestehen, Geld zu verdienen, um Sinnerfüllung außerhalb der Arbeit zu versuchen. Zu welchen Bedürfnisformationen dieses ökonomische Prinzip im Freizeitverhalten geführt hat, müssen andere analysieren, als Problem muß es nicht ausgeführt werden.

Wir haben diese Entfremdung des Arbeiters von den Bedingungen der Produktion, von ihren Voraussetzungen und Gegenständen, von ihren Ergebnissen, wir haben die Erniedrigung der Arbeit zum bloßen Mittel des Gelderwerbs und schließlich die subjektive Existenzform der Entfremdung in den Bedürfnisstrukturen der Arbeiter, deren auffälligste Form in der Hypertrophierung des Privaten, des Privatinteresses als eines egoistischen, den anderen ausgrenzenden, eines exklusiven Interesses uns allen bekannt ist, vom Kapital übernommen, und wir haben allen ideologischen, politorganisatorischen Bemühungen zum Trotz diese Entfremdung selbst wieder produziert. Der Grund, warum das Besitzstreben bei uns so ausgeprägt ist, liegt nicht darin, daß es uns andere vormachen, liegt nicht darin, daß es ein Erbe ist. Das Bedürfnis nach Konsum liegt nicht darin, daß wir vieles nicht haben, es liegt darin, daß wir diesen Mangel, diese Bedürftigkeit nach Besitz, der sich auf Konsumgüter und so gar nicht als Besitzergreifung von Produktionsbedingungen äußert, selbst erzeugen, reproduzieren, indem die ökonomische Grundstruktur unserer Gesellschaft dem einzelnen die Aneignung seiner Produktionsbedingungen, -tätigkeiten, -ergebnisse zentralistisch, administrativ entzieht.

Was sich gegenwärtig als Bedürfnis nach Demokratisierung, nach Umbau des politischen Systems der Gesellschaft äußert, ist das Bedürfnis, diese Entfremdung aufzuheben. Und der politische Weg ist – solange die Gesellschaft Waren produziert, und wir werden etwas anderes wahrscheinlich nicht mehr erleben – der einzige Weg, diese Entfremdung aufzuheben. Das weit fernliegende Ziel heißt: Verfügung, Bestimmung über das Produkt, über die eigene Tätigkeit, über den Arbeitsgegenstand, über die Arbeitsbedingungen und solidarisches, menschliches Verhalten untereinander. Das Fernziel heißt Selbstverwaltung der Produktion, Selbstorganisation der Arbeit, bedeutet Bestimmung über Produktionsziele, Produktionsbedingungen, Produktionsstrukturen. Es ist fraglich, ob diese Ziele mit dem technologischen Niveau gegenwärtiger Industrieproduktion, mit der Einordnung lebendiger Arbeit in den Produktionsakt überhaupt zu erreichen ist – es geht um die gegenwärtigen Möglichkeiten. Aber ich sehe in diesem politischen, produktionsdemokratischen Weg den einzigen Weg, der zu alternativen Arbeits- und Lebensformen und damit auch zu einer wahr-

haft sozialistischen Arbeitsumweltgestaltung führt.

Wenn ich hier für eine Form von Arbeitsumweltgestaltung spreche, ist damit nicht gesagt, daß Arbeitsumweltgestaltung nur noch auf diese neue Art möglich sei – der Westen zeigt, was an Arbeitsumweltgestaltung gemacht werden kann, und diese Arbeit, diese Gestaltung ist nicht gering zu schätzen. Sie ist Resultat des Interessenausgleichs zwischen Kapital und Arbeit. Sie zeigt, wieviel Persönlichkeit, wieviel an Subjektivität der Arbeitenden für eine effektive Produktion als deren Faktor aktualisiert und herausgebildet werden kann. Auf dieses Niveau von Mitbestimmung, von Mitbeteiligung der Arbeitenden müssen wir uns erst einmal hocharbeiten. Wir müssen aber auch sehen, unter welchen Verhältnissen und zu welchen Zwecken gestalterisches Arbeitsvermögen eingesetzt wird – mit anderen Worten, wie utopiearm das gestalterische Selbstverständnis ist. Es entspricht dem Selbstverständnis des frühen Deutschen Werkbundes am Anfang unseres Jahrhunderts:

„Aber auch vom sozialen Standpunkt aus ist es nicht gleichgültig, ob der moderne Fabrikarbeiter in öden, häßlichen Industriekasernen oder in wohlproportionierten Räumen seine Arbeit verrichtet. Er wird dort freudiger am Mitschaffen großer gemeinsamer Werte arbeiten, wo seine vom Künstler durchgebildete Arbeitsstätte dem einen jedem eingeborenen Schönheitsgefühl entgegenkommt und auf die Eintönigkeit der mechanischen Arbeit belebend einwirkt.“<sup>2</sup> Damals ist die Ideologie von der Interessenpartnerschaft zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern geprägt worden, mündend in die Aufforderung, dafür zu sorgen, daß „die Arbeiter ... den Betrieb als unser(en) Betrieb“ bezeichnen können“<sup>3</sup>.

Die Frage, die sich hieraus ergibt, die Entscheidung, die ansteht, ist: Reicht dieses Selbstverständnis aus für eine gesellschaftliche Alternative?

Man kann diese Frage auch umgekehrt, relativ frei von subjektiven Momenten stellen: Ist Arbeitsumweltgestaltung objektiv in der Lage, in ihrem eigenen Interesse in der Lage, die Entfremdung im Produktionsakt aufzuheben, der Kapitalisierung der Betriebe entgegenzuarbeiten, indem sie die Subjektivität der Werkstätigen zur gestalteten Tatsache macht?

Allein, als arbeitsteilige Disziplin, auch im Verbund mit anderen Disziplinen – das hat die Vergangenheit gezeigt – ist sie es nicht. Vielmehr ist die Demokratisierung der Wirtschaft die Voraussetzung, es tun zu können.

Wodurch ist die Demokratisierung gegenwärtig gekennzeichnet? Sie ist gekennzeichnet durch die von jedem gefühlte und durch Offenlegung der ökonomischen Situation detailliert nachweisbare Notwendigkeit, die zentrale Administration abzubauen zugunsten von dezentralen Verantwortlichkeiten. Ihr Kern liegt in der demokratischen, vom Parlament zu leistenden Verfügung über die Akkumulationsmittel unserer Gesellschaft.

Es geht um das Verhältnis von zentraler und dezentraler Verfügung von Akkumulationsmitteln, um zentrale und dezentrale Haushalte und Finanzierungsmöglichkeiten.

Es geht natürlich noch um mehr, aber dieser Kernprozeß hat direkte Auswirkungen auf Arbeitsumweltgestaltung und erfordert deshalb Nachdenken, Konzepte von Arbeitsumweltgestaltung. Bei allem, was konzeptiv über Arbeitsumweltgestaltung nachgedacht wird, ist meines Erachtens dieses Verhältnis von Zentrale und Dezentrale ein entscheidender Punkt.

Wenn ich hier für den produktionsdemokratischen Weg plädiere, der mehr ist als Kenntnisnahme und Einbeziehung der Werkstätigen in das Gestaltungsvorhaben, was hat Arbeitsumweltgestaltung dabei zu gewinnen, was zu verlieren?

Zu gewinnen hat sie zuallererst ein neues Bild vom Nutzer – nicht die Kombinatleitung nutzt seine Gestaltungsvorschläge, sondern die Arbeiterschaft. Es gehört zum Privileg des Nutzers, auch den Auftrag zu erteilen, seine Realisierung zu veranlassen und zu kontrollieren. Zu verlieren ist der halbherzige oder in administrativen Zwängen befindliche Leitungskader, dessen Not es ist zu leiten, ohne Macht zu haben. Zu verlieren sind Erfahrungen wie die beiden folgenden – stellvertretend für die anderen:

So erfolgte eine Zurückweisung arbeitsumweltgestalterischer Maßnahmen nach dem Kriterium, daß der Bauanteil an den Gesamtinvestitionen nicht über 20 Prozent liegen dürfe – „Dies war bei dem unter stadtgestalterischen Gesichtspunkten zu errichtenden mehrgeschossigen Gebäuden mit einem feststehenden Bauwert (und) mit einem Produktionsprofil ... , das nur mit relativ geringen Ausrüstungen gefertigt wird, nicht einzuhalten. Deshalb wurde, abweichend vom eigentlichen Ziel der besseren Bedarfsdeckung bei Modelleisenbahnen, vom MBL (?) die Aufgabe gestellt, zur Sicherung des Vorhabens (also damit das Verhältnis 20 Prozent Bauanteil zu den Gesamtinvestitionen bei feststehendem Bauwert eingehalten werden kann) sortimentsfremde Produktion mit einem hohen Automatisierungsgrad und damit hohem Ausrüstungswert zu integrieren, zum Beispiel Farbstiftfertigung, elektronische Experimentierbaukästen und ähnliches. Damit wurde der Investitionsumfang aber derartig in die Höhe getrieben, daß die ökonomischen Ergebnisse sich deutlich verschlechterten.“

Und zweitens: „Nachdem sich eine Anzahl von Werkstätigen und, was besonders wichtig war, der Betriebsdirektor und die BGL sich aktiv zur Aufgabe der Arbeitsumweltgestaltung stellten, gelang es im Verlauf der Vorbereitung, durch eine umfassende Einbeziehung und Information der Werkstätigen, Vorbehalte abzubauen und echte Erwartungshaltungen zu wecken. Teilweise gelang es sogar, Kollektive zur aktiven Mitarbeit zu gewinnen ... Wege, die zu einer solchen Veränderung in Haltung und Einstellungen beitrugen, waren vor allem die Teilnahme von Kollektiven an Verteidigung von Teillösungen, die umfassende Beratung mit Werkstätigen im Prozeß der Vorbereitung und die Organisation einer Ausstellung im Betrieb mit Fotos bereits realisierter Teilvorhaben in anderen Betrieben, aber auch die Durchführung eines Erfahrungsaustausches zur Nestfertigung im VEB Nähmaschinenwerk Wittenberg mit Technologen, Meistern und Einrichtern, bei dem



auch die dort geschaffenen Sozialräume beachtet wurden.

Natürlich gab es über die vorgeschlagenen Lösungen unterschiedliche Meinungen, und bei der Realisierung des neuen Farbkonzepts für Treppenhäuser und Flure gab es einen sehr heftigen Meinungsstreit. Aber dies ist schließlich nicht verwunderlich, wenn jahrzehntelang eingefahrene Gleise verlassen werden, und letztendlich überwogen doch bei weitem die Befürworter.

Problematisch war dann aber, nachdem die Werkstätigen sich mit dem Vorhaben identifiziert hatten und bereits anerkennend von ihrem künftigen ‚Interhotel‘ sprachen, der Abbruch dieser Arbeiten. Es mußte festgestellt werden, daß damit die Skeptiker und Pessimisten absolut die Oberhand gewannen, die Leitung stark an Vertrauen verlor – was sich auch auf übergeordnete staatliche und gesellschaftliche Leitungen und Organe erstreckte – und seitdem auch die Fluktuation weiter anstieg.<sup>4</sup>

Zu verlieren ist auch ein Ministerratsbeschluß, der der Arbeitsumweltgestaltung eine administrative Autorität verleiht, von deren Wert seine Abrechnung Auskunft gibt. Zu gewinnen ist das real und im Bewußtsein der eigenen Situation artikulierte Bedürfnis nach Arbeitsumweltgestaltung von der Basis der Werkstätigen aus, das der Arbeitsumweltgestaltung eine ebenso reelle Funktion in den ökonomischen Strukturen sichert und politisch durchsetzt. Zu verlieren ist die Hoffnung auf Lösungen von ‚oben‘, zu verlieren ist auch die Hoffnung, kraft staatlicher Autorität Arbeitsumweltgestalter oder Arbeitsumweltchefgestalter in die möglichst höchsten Entscheidungsgremien des Landes als Arbeitsumweltleitungskader oder stellvertretende Direktoren für Arbeitsumwelt zu installieren, zu verlieren ist auch das Gefühl, für die Werkstätigen etwas getan zu haben oder tun zu müssen. Zu gewinnen ist nicht eine Interessenpartnerschaft, sondern eine Interessengemeinschaft, zu gewinnen ist auch ein autonomer Status von Arbeitsumweltgestaltung, die Möglichkeit, den spezifischen Inhalt im arbeitsteiligen Gesamtprozeß genauer selbstbestimmen zu können. Zu verlieren ist auch die Vorstellung, daß man mit Arbeitsumweltgestaltung auch Politik macht, zu gewinnen ist die Einsicht, daß Arbeitsumweltgestaltung ohne Politik, ohne Demokratie nicht beginnen kann. Wie aber ist von der heutigen Situation dieser Gewinn zu erreichen?

Auch dies kann nur im demokratischen Prozeß herausgefunden werden, ich will versuchen – mit dem Vorteil der Unkenntnis der tatsächlichen Situation –, Vorstellungen zu äußern.

Was ist die Situation?

1. Ein zum großen Teil völlig verschlissenes und überaltertes, zum Teil disproportioniertes Gefüge von Produktionsbedingungen, eine hochqualifizierte, politisch erwachende, auf jeden Fall aber mündige Arbeiterschaft, ein politisches System, dessen einzige Überlebenschance in seiner radikalen Erneuerung, das heißt Demokratisierung besteht.

2. Arbeitsumweltgestalter mit einem überdurchschnittlich hohen Berufsethos, zu wenig, um aus eigener Kraft in politischen Organisationen mitbestimmen zu können, fast

zu wenig, um sich auf regionaler Ebene zu organisieren – sie sind autonome ohne genügende Rechts- und oft auch ohne genügende Finanzierungsbasis, eingebunden in die unterschiedlichsten Strukturen, ohne daß eine dieser Einbindungsformen ihre subjektiven Potenzen wirklich freigesetzt hätte, allerdings auch nicht ohne etwas bewirkt zu haben, Generalerfahrung aber: Selbstzensur, Beschnitt, Reduktion. Am wirksamsten diejenigen, die die schwindenden Möglichkeiten des administrativen Apparats ausgenutzt haben – im Amt für industrielle Formgestaltung oder an den Schulen.

3. Keine gesellschaftliche Sanktion, kein gesellschaftliches in Zahlen ausdrückbares Erfordernis nach Arbeitsumweltgestaltung – Folge: keine entwickelte Struktur zur Befriedigung der real vorhandenen unübersehbaren Fülle an Bedürfnissen zur Arbeitsumweltgestaltung.

4. Ein reichhaltiges, aber disproportioniertes Erfahrungsreservoir an der Realisierung von Arbeitsumweltgestaltung – disproportioniert, weil in der Praxis die Erfahrungen überwiegen, was alles nicht ging, und weil in der Theorie die Vorstellungen überwiegen, was alles gemacht werden müßte gegenüber wenig ausgebildeten Vorstellungen darüber, was nicht die Sache von Arbeitsumweltgestaltung sein kann.

Disproportioniert auch deshalb, weil einseitig auf die Aufhebung des klassischen Industrialisierungsmodells in automatisierte Fertigung zentriert – ich kenne keine Versuche zu handwerklichen (Dienstleistungs-) Bereichen, keine zur Arbeitsumwelt von Wissenschaft (theoretischer Wissenschaft).

5. Keine Öffentlichkeit über die Möglichkeiten, Arbeitsumwelt zu gestalten.

6. Ein lose und personell gebundenes Netz von Kooperationsbeziehungen mit angrenzenden Arbeitsgebieten.

7. Kein Recht auf Arbeitsumweltgestaltung, sondern die Maßgabe, die Arbeits- und Lebensbedingungen der Werkstätigen im Auge zu behalten und weiter zu verbessern.

8. Eine Vielzahl von zum Teil groben Verstößen gegen gesetzliche Grundlagen, die die Gesundheit und das Wohlbefinden der Werkstätigen am Arbeitsplatz sichern sollen.

9. Kein Geld für Arbeitsumweltgestaltung.

10. Eine nur durch Reformen noch rettbar Volkswirtschaft, deren Strategie in den nächsten Jahren erst entwickelt werden muß mit hohem experimentellen Charakter und ständig in der Gefahr, vom Kapital geschluckt zu werden.

Weiteres war bereits gesagt.

Was kann man tun?

1. Politisches Engagement, Einsetzen für umfassende Demokratisierung, für die Verwaltung der Betriebe von unten (erste Form Betriebsräte) in der gegenwärtigen Arbeit und in anderen politischen Foren. Dabei sind die Stadtgestalter Bündnispartner, weil sie ähnliche Probleme haben, eine ähnliche Charakteristik der Aufgabe – Raumgestaltung, und weil Arbeit und öffentlicher Raum neben der Privatwohnung die beiden großen Bereiche der Lebenstätigkeit der Individuen sind, die also auch miteinander in Zusammenhang stehen.

2. Recht auf Arbeitsumweltgestaltung fordern (etwa im Zusammenhang mit Neufassung des Arbeitsgesetzbuches).

3. Rechtsgrundlagen für autonomen, rechts-subjektiven Status von Arbeitsumweltgestaltern fordern (etwa mit Unterstützung des Verbandes bildender Künstler, dabei auch Veränderung in Verbandsaufnahmeverfahren – Sonderregelung – fordern).

4. Arbeitsfelder definieren:

– Handwerk/Industrie/Wissenschaft/Landwirtschaft.

5. Gestaltungsaufgaben differenzieren nach den Kriterien zentral/regional, um damit Voraussetzungen zu schaffen für die serielle Herstellung von Arbeitsumweltelementen.

6. Abschied von Gestaltstandards bei Arbeitsumweltelementen. Die Arbeitsstuhl-Studie beispielsweise hat ein ganzes Gefüge von TGL mitproduziert, die jedem Gestalter ein fundierter Ansatzpunkt sein können, wenn es darum geht, vor Ort, schnell und ohne den Investitionsaufwand großindustrieller Serien zu handeln, Erfahrungen, Varianten zu sammeln, Vielfalt zu erzeugen.

7. Rechtliche und steuerliche Regelungen zur Vergabe von Investitionskrediten auf zentraler Ebene (hier durch das Parlament) sowie auf den unterschiedlichen dezentralen, ich würde vorschlagen kommunalen Ebenen, das heißt staatliche, nicht gewerkschaftliche, nicht wirtschaftliche Förderung jeder Initiative zur Herstellung von Arbeitsumweltelementen.

8. Ein Medienkonzept für Arbeitsumweltgestaltung.

Abschließend möchte ich noch meine Meinung zu den Positionen der Abteilung Arbeitsumwelt im Amt für industrielle Formgestaltung sagen. Zuvor:

Was hier unter der Leitung von Joachim Fuchs und Jürgen Lüttich (Humboldt-Universität) an Analyse organisiert und an Material erbracht worden ist – ich kenne nur den Report der Gestalter sowie die Themen der anderen Analyseteile – ist von unschätzbarem Wert, und zwar aus zumindest zweierlei Hauptgründen: 1. wegen der Fülle des Materials, wegen seiner Wahrhaftigkeit, wegen der Vielzahl von Perspektiven auf das Thema und 2. weil es jetzt, heute, vorliegt, weil jetzt die Auswertungsarbeit ansetzen kann und weil sie vielen, nicht nur der Arbeitsumweltgestaltung, helfen wird.

Jetzt zu den Positionen. Seit sie entstanden sind, hat sich die Auffassung und das Denken über den Zustand und die Perspektive unserer Gesellschaft dynamisch entwickelt. Dieser Dynamik müssen die Positionen Rechnung tragen.

So wird ein zentraler Arbeitsumweltfonds bei den Gewerkschaften gefordert – ich halte dies nicht für eine günstige Variante. Warum soll ein Fonds gebildet werden, wenn der direkte Zugriff auf den Staatshaushalt möglich ist über das Parlament, in dem ja nicht nur die Gewerkschaften, sondern viele gesellschaftliche Kräfte vertreten sind, die sich dem Problem stellen müssen – wie die Diskussion über Arbeitsbedingungen in den Medien zeigt. Diese zentralen Haushaltsmittel sollten zur Herstellung der arbeitshygienischen Mindestanforderungen eingesetzt werden, auf normativer Grundlage und unter der Inspektion der Arbeitshygiene. Deren rechtliche Autorität muß soweit gestärkt werden, daß



sie das Verursacherprinzip anwenden und mit finanziellen Abgaben koppeln kann. Das bedeutet, daß die Arbeitshygieneinspektionen der Volkskammer unterstellte Kontrollorgane sind. Diese Profilierung würde es aber nicht erlauben, wie unter 4.1. gefordert, daß sie Projektierungsarbeiten übernehmen können, sie sollten aber die sachlichen und informativen Voraussetzungen dafür ausarbeiten. Kurz: Die Arbeitshygiene hätte meines Erachtens Recht auszubauen, zu schützen und zu kontrollieren, sie kann nicht selbst Gestaltung übernehmen.

Ich könnte mir weiter vorstellen, daß zusätzlich zu den Kontrollen der Arbeitshygiene die Analysen der Arbeitssoziologie mit herangezogen werden, so daß auch die Möglichkeit besteht, neben Strafgebühren auch staatliche Zuschüsse bei besonders prekären Fällen zu ermöglichen – politische Kraft hierfür müßte die Gewerkschaft sein.

Zu den WAO-Abteilungen: Die Durchsetzung des Leistungsprinzips kann nicht alleinige Aufgabe der WAO sein – im Leistungsprinzip, also im Verhältnis von Arbeit und Lohn überschneiden sich die Interessen des Betriebes, des Staates (Sicherung des Sozialprinzips), der Werktätigen und der Gewerkschaft – viel eher sollte in der Arbeit der WAO zwischen Arbeitsgestaltung als eigentlichem Aufgabengebiet und Leistungsprinzip unterschieden werden; Entlohnung kann nur im Konsens der unterschiedlichen Interessen geschehen.

Ich sehe in Arbeitsteilung zu den von mir genannten Funktionen von Arbeitshygiene und WAO für die reale Bewertung von Arbeitsumweltgestaltung einen Aufgabenbereich der Arbeitssoziologie und in gewissem Sinne der Arbeitspsychologie – diese Aufgaben allein den Arbeitsumweltobleuten aufzudrücken, die doch – wenn ich den Vorschlag richtig verstanden habe – selbst Arbeitende sind, halte ich für eine immense Überforderung sowohl was die Quantität der zu bewertenden Daten als auch was das Qualifikations- und Aussage-niveau anbetrifft. Die Bewertung von Arbeitsumweltgestaltung sollte auch deshalb wissenschaftliche Analyse sein, weil sie die Voraussetzung neuer arbeitsumweltgestalterischer Maßnahmen sein kann, das heißt Daten aufbereiten, in Zusammenhang stellen, Trends so bestimmen, daß sie argumentativ eingesetzt werden können. Es wäre zu überlegen, ob die Arbeitsumweltobleute die Auftraggeber derartiger Untersuchungen zu Arbeitszufriedenheit, Selbstbestimmung usw. sein könnten. Der letzte Punkt betrifft Investitionen zur Produktion von Arbeitsumweltelementen: ich stehe einem Kombinat für alle Gestaltungsaufgaben skeptisch gegenüber – wegen der ökonomischen Eigengesetzlichkeit, die solche Großstrukturen gegenüber dem noch so profilierten Engagement seiner Leitung entwickeln – zur Möglichkeit kleinerer Produktionseinheiten ist bereits etwas gesagt, Voraussetzung für ein solches Investitionsvorhaben ist nicht nur eine Wertsumme im Bedarf, sondern es sollten die Gestaltungsaufgaben für Arbeitsumweltelemente hinsichtlich ihrer zentralen und dezentralen Realisierbarkeit kritisch gegliedert werden. Das hat auch mit den Arbeitsfeldern von Arbeitsumweltgestaltung zu tun. Für die In-

vestitionsmittel eines solchen Kombinats mit einem ausgewählten Sortiment könnte der Staatshaushalt die Kreditquelle sein – was beim Wohnungsbau nötig und möglich, sollte auch für die Arbeit machbar sein.

Jörg Petruschat

1 Brie, Michael: Die Wende, in: Sonntag 45/1989, S. 2

2 Gropius, Walter: Die Entwicklung der modernen Industriebaukunst, in: Jahrbuch 1913, S. 20

3 Naumann, Friedrich: Deutsche Gewerbekunst. Eine Arbeit für die Organisation des Deutschen Werkbundes. Buchverlag der „Hilfe“, Berlin 1908, S. 32/33

4 zitiert aus dem Arbeitsumweltreport von Wolfram Arnold, Bergfelde

## Rezensionen

### Bilder einer Ausstellung<sup>1</sup>

„Noch nie in der Geschichte waren Verhaltens- und Erlebnisweisen von Individuen massenhaft so grundsätzlich durch Dingwelten und Ereignisse determiniert gewesen wie in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts: (...) Lebensprozesse abgesteckt durch den Parcours der Objekte. Deren wesentliche Daseinsorte sind der Supermarkt und die Mülldeponie. (...) Daneben aber bietet sich das Bild der Ereignisse, die naheliegen, von einem Zeitalter des Spektakels zu sprechen. Der Sensationsbegriff ist entmachtet durch die nicht mehr überschaubare Ereignisflut der Kriegsschauplätze, Kosmosereignisse, Flugzeugabstürze, Eisenbahn- und Schiffsunglücke, Industrieunfälle, Erdbeben- und Sturmkatastrophen usw. und alle sitzen dabei in der ersten Reihe.“<sup>2</sup>

Im Obergeschoß des Ausstellungszentrums am Fernsehturm.

Die verkohlten Menschengestalten von Trak Wendisch, aus denen noch rotes Fleisch hervorbricht, lösen Schrecken bei uns aus, der immer wieder verdrängte Angst wachruft.

Poor Monster Gott. Die Macher<sup>3</sup> ekelt die Wirklichkeit. Mich ekelt ihr Produkt. Mich empören die eingesperrten Grillen, und das Zirpen nervt mich. Hirn, Humus, Stahl, Galle, Spinat, Sperma, Milch, Spiritus ... Tastsinn, Geruchssinn, Geschmack – Ekel. „Braucht man für die Kunst Spinat?“<sup>4</sup> – Ich habe andere Sorgen als diese Frage. Der Schrecken, plötzlich, lähmt meinen Geruchssinn.

Sie haben Angst. Ihr habt Angst.

Wir haben Angst.

Er/Sie/Es hat Angst. Du hast Angst.

Ich habe Angst.

Eine Szene fällt mir ein: „Mörder 1: Gehn wir und melden, was getan ist. Warte. (Schneidet Banquo das Geschlecht ab.) Ein Liebespfand für unseren Brotherrn. Die Wurzel des Übels. Mörder 2: Der steht nicht mehr auf. (Lacht)“<sup>5</sup> Auch im Publikum lacht's. „Schrecken und Spaß, Ekel und Amusement ...“<sup>6</sup>

Angst und Verdrängung.

Die Treppe runter ins Erdgeschoß, „wieder“ auf „den Boden der Realitäten“<sup>7</sup> zurück. Nun, es ist ja eine Kunst-Ausstellung: oben Kunst und unten angewandte Kunst. An dieser Stelle sei mir eine kurze theoretische Belehrung gestattet. Für unsere heutige aufregende Zeit ist eine solche Einteilung nicht mehr differenziert genug. Deshalb möchte ich vorschlagen, künftig angewandte E-<sup>8</sup> und angewandte U-Kunst<sup>9</sup> zu unterscheiden. Ein hervorragendes Beispiel für letztere sind die ausgestellten „Raben“-Stühle von Pia und Pitt Heinke.<sup>10</sup>

Zwischen Faszination und dem Vorurteil des eingefleischten Funktionalisten schwankend, formuliert der nicht zu Unrecht kaum benannte Designphilosoph Herrmann Karl: „Gegenüber dem funktionalistischen Design, das sich als unspektakuläres, hinsichtlich Technologie und Gebrauchswert um originelle Lösungen bemühtes zeigte, ist zur Zeit viel stärker ein Bestreben nach besonderen ‚Anmutungsqualitäten‘, nach gediegenem, teils exklusivem, teils modischem, teils eigenwilligem formalen Ausdruck zu spüren. Das Formale wurde gegenüber den Aspekten von Herstellung und Gebrauch um einiges aufgewertet. In einigen Fällen hat dies unübersehbar seine Gründe in modischen (postmodernen?) Einflüssen. Indiz dafür sind zum Beispiel wiederholt auftretende Modifarben (etwa Schwarz-Rot oder Schwarz-Gelb). Für Designer hat die Tatsache an Bedeutung gewonnen, daß Dinge neben ihrer praktischen Verwendung als Bedeutungsträger in internationaler Kommunikation benutzt werden. Aus diesem Grunde wird dem Formalen und Visuellen der Gegenstand ein gewisser Eigenwert gegenüber technischer Struktur und praktischem Gebrauchswert zugestanden und nicht selten als das eigentliche Wirkungsfeld des Designers angesehen.“ An anderer Stelle heißt es gar bei ihm: „Schaulust hat es zwar schon immer gegeben, aber ihre historisch-konkrete Ausprägung ist Indiz für eine entfremdete Sinnlichkeit. Das ‚Voyeuristische‘ im sinnlichen Verhalten der Menschen deutet auf eine historisch produzierte Sinnlichkeit. L. Kühne beschrieb sie als Reduktion auf den ‚Sinn des Habens‘. Mit dem ‚Haben‘ ist das Schauen untrennbar verbunden. Nur was ich geschaut habe, kann ich haben wollen; wenn ich es habe, werde ich es vorzeigen, sonst kann ich das Haben nicht genießen. Die Dominanz des Schauens im sinnlichen Umgang mit Dingen ist eine Konsequenz der Tatsache, daß in einer warenproduzierenden Gesellschaft die Dinge als Waren angeeignet, das heißt gekauft werden. Der Kaufentscheid erfolgt nach Geschmack, Mode, also nach formalen Gestaltungsmerkmalen, die visuell abgeschätzt werden. Die Kaufentscheidungen werden entsprechend vom Hersteller/Verkäufer im eigenen Interesse über Gestalt und ihre Sprache/Bedeutung/Sinnbezüge stimuliert. Hinter dem Geschmack und den formalen Wünschen der Käufer stehen Sinnansprüche, die auf Sinndefizite in ihrer realen Lebenstätigkeit deuten, auf Unzufriedenheit mit ihrer räumlich-gegenständlichen Umwelt. So werden Alternativen gesucht auch in der Ablenkung von der Realität, im (visuellen) Aussteigen, Kompensieren. Ein Übriges zur Re-



duzierung des sinnlichen Verhaltens der Menschen auf das Schauen tun die visuellen Massenmedien, die anzuschauende Bilder von der Wirklichkeit liefern. Die auf den Augensinn beschränkte Beziehung zur Abbildwelt der Wirklichkeit überlagert die reale sinnliche Auseinandersetzung mit Wirklichkeit in der konkreten gegenständlichen Lebenstätigkeit.<sup>11</sup>

Gut, daß andere dagegenhalten: „Design macht wieder Spaß. Ich habe vielen Besuchern ins Gesicht geschaut und dabei eine Fröhlichkeit bemerkt, die ich vorher selten festgestellt habe. (...) Es ist ein neues Lebensgefühl entstanden, das trotz der wirtschaftlichen und politischen sowie der Umweltprobleme optimistisch in die Zukunft sieht und überzeugt ist, daß der Mensch die Probleme bewältigen kann und will. Es hat bewirkt, daß junge Designer ihre Entwürfe aus den Schubladen holen und ihre Gedanken weiterspinnen, weil sie entdecken, daß es Verbündete in der ganzen Welt gibt.“<sup>12</sup>

Aber Herrmann Karl läßt nicht locker. Er macht sich die These von Heinz Hirdina, Memphisdesign verkörpere eine „Ästhetik der Arbeitslosigkeit“<sup>13</sup>, zu eigen und wirft angewandten U-Künstlern vor, sie kapitulierten vor den Schwierigkeiten, in der DDR Industrieformgestaltung zu realisieren und würde ihren ursprünglichen kulturellen Anspruch auf einen künstlerischen zurück-schrauben. So werde eben auf die Oberfläche der Dinge und auf exklusive Einzelstücke ausgewichen. Massenwirksamkeit des Designs durch industrielle Massenproduktion sei zuwenig realisierbar. (Wer ist schuld?! Die Industrie? Der Handel? Die Jugendmode?)<sup>14</sup>

„Unterhaltung – Lohn der Arbeit!“<sup>15</sup> Das sollte man solchen Auffassungen entgegenhalten.

„Alle FDJler sehen sich den Film ‚Dirty Dancing‘ an“, denn „Sozialismus soll Spaß machen.“<sup>16</sup> – Besonders fesselt mich in der Ausstellung noch ein Environment: Eine sehr schwarze geneigte Ecke mit gelben Spuren. Der Anziehungspunkt des Schauens ist die Gerätefamilie SKR 1000 bis 1200 von Stern-Radio Berlin (Ehrlich/Kaps). Diese Geräte können zum Beispiel Instrument sein zur Rezeption von U-Musik wie Samba oder Hip Hop, um dirty danach zu tanzen. Es handelt sich hier um ein industrielles Produkt in planmäßig größerer Serie als neue Einheit von technischer Leistung und adäquater künstlerischer Bewältigung in Schwarz, Blau und Gelb.

„Das Gelb ist genauso ätzend wie das, was aus dem Radio kommt.“ (20 Jahre alt)<sup>17</sup>  
„Ja, ja der Formalismus! Wie wär's mal mit Inhalt und Form?“ (24)<sup>17</sup>

„... Die Farbe ist arschegal, wichtig wäre doch, daß man's nicht alle zwei Wochen zur Reparatur schaffen muß wie die S 2000 Kassettendecks ... Bei Euren saugeilen Preisen wird mir eh mulmig und ich kauf's nicht. Kaufkraftabschöpfung bringt bei der Zielgruppe 13 bis 25 Jahre gar nichts!!! Soll ich mir die Tausender aus den Fingern saugen oder was??“<sup>17</sup>

„(...) high tech darf nicht aussehen wie LEGO.“<sup>17</sup>

„Leider bekommt man hier wieder mal eine typische Fehlentwicklung der DDR-Konsumgüterindustrie zu sehen. Weder steht die

Frage, ob gelb-blau oder schwarz, noch nach dem Preis – wichtiger wäre eine dem technischen Niveau des Weltmarktes angemessene Entwicklung, und dann können wir uns über Preise, Gestaltung usw. unterhalten. Wie ist das doch mit dem Peter-Prinzip? Bei Unfähigkeit beschäftige dich immer mit den Nebensachen und Kleinigkeiten, nie mit den wichtigen Dingen. Schade um das Engagement der Designer!“ (30)<sup>17</sup>

„So, nun stellt Euch mal das DING in einem Zimmer ohne schrägen Fußboden, ohne schwarze Möbel und gelbe, sinnlose Fußtapfen vor ... also laßt es stecken mit gelb oder grün oder rot nach dem Motto ‚Hauptsache schräg muß es sein, wie aus'm Westen‘ ...“<sup>17</sup>

Ich weiß nicht, was ich dazu noch sagen soll.

Michael Suckow

#### Anmerkungen

1 „Junge Berliner Künstler 2“ im August 1989 am Fernsehturm

2 Das erzählte E. Ertel dem Journal für Unterhaltungskunst Nr. 9/89.

3 Brendel/Lewandowski/Gabriel

4 empörte Frage von F. Schumann, nach-wie-vor-wendiger Kulturredakteur der Jungen Welt

5 Heiner Müller, Macbeth

6 Edmund S. Joy

7 Diesen Weg ging auch Thea Herold, siehe Junge Welt, 18. 9. 89.

8 als anwesendes Beispiel: Olaf von Saß, Eßtischensemble, Eschenfurnier, schwarz gebeizt, Stühle Buche, massiv

9 Zum Beispiel sollten unsere Wohnkunstzeitschriften endlich die angewandte (Unterhaltungs-)Kunst ernst nehmen. Bisher wird in diesen Journalen ausschließlich von angewandter E- und angewandter Volks-Kunst gehandelt. Das eine ist elitär, das andere vorindustriell.

10 Dafür vergab die FDJ-Bezirksleitung Berlin den Förderpreis an die beiden – aber das war noch vor der Wende ...

11 aus unveröffentlichten Manuskripten

12 Das stellte Paul Bernd Berger schon 1982 aus Anlaß von „Memphis“ fest.

13 siehe Weimarer Beiträge 2/1989, S. 327

14 Bitte verfolgen Sie auch die entsprechenden Kontroversen in der Tagespresse.

15 eine Binsenwahrheit

16 aus dem „Kampfprogramm“ einer FDJ-Gruppe an einer pädagogischen Fachschule, siehe Junge Welt, 26. 9. 1989

17 ausgewählt negative Meinungsäußerung eines Besuchers zu der in der Ausstellung gestellten Frage der „Stern-Radio“-Designer: „Würden Sie dieses Gerät kaufen?“

#### Schiefe Ebene

Wie Design eben nicht präsentiert werden sollte, machte uns vor nicht allzulanger Zeit die X. Kunstausstellung deutlich: beziehungslos aneinandergereihte, nicht aufeinander abgestimmte Mengen von Erzeugnissen. Um ein Beispiel herauszugreifen: Warum nicht ein bis ins Detail hinein durchgestalteter „gedeckter Tisch“? Hatten die beteiligten Gestalter Bedenken, namentlich nicht „genügend“ in Erscheinung zu treten?

Die Ausstellung „Junge Berliner Künstler“ war die erste weit gespannte Exposition, die jüngeren Künstlern aus unserer Stadt Gelegenheit bot, sich und ihre Arbeit vorzustellen, wie sie selbst sich und ihre Entwicklung sehen und gesehen haben möchten. Das schließt selbstverständlich das „Wie“ der Präsentation ein. Anliegen einiger Aussteller war nun, die Produkte, die ja vorwiegend dem Gebrauch bestimmt sind, in eine ihnen gemäße Umgebung zu interpretieren. Das Erzeugnis sollte nicht steriles Betrachtungsobjekt sein, sondern im Ensemble mit anderen wirken. Gutes Design

ist immer auch gutem Design zuordenbar. Vier Industrieformgestalter (Beate Ehrlich, Andreas Kaps, Michael Marschhauser – alle VEB Stern-Radio Berlin – sowie Jens Schubring – VEB Möbelkombinat Berlin) fanden sich zusammen, um ihre Entwürfe noch einem gemeinsamen Konzept auszustellen (Heimelektronik, Möbel, Leuchten, Schmuck). Die Farb- und Formgebung orientierte sich am Muster schwarz-gelb-schwarz. Ein ungewohnter Blickwinkel entstand für den Betrachter: Er konnte sich, ermöglicht durch das Betreten des Podestes, inmitten der Exponate bewegen – eine Rundumsicht war durch die Dreidimensionalität gewährleistet, ein Einblick, den die herkömmliche Frontal- oder bestenfalls Draufsicht verstellt.

Den Gestaltern ging es darum, Meinungsäußerungen zu provozieren, Gegebenes nicht als Nonplusultra zu zelebrieren, sondern endlich auch ein Feedback aus der Bevölkerung zu bekommen, welches dann wiederum auf die Gestaltungsarbeit wirken kann und muß.

Gerade weil das Design in der DDR noch immer Probleme hat, in seiner Bedeutung anerkannt zu werden, sich durchzusetzen und zu behaupten, sollte ein Bedürfnis, ein Wille der Konsumenten, hier tätig einzugreifen, mitzureden, provoziert werden. Erstaunliche Resonanz fand das in der Nähe der schiefen Ebene angebrachte „schwarze Brett“. Gefragt waren Meinungen der Besucher zur Heimelektronik. Die Umfrage sollte bei der Klärung, ob die von den Gestaltern selbst zusammengetragenen Zielgruppen auch annähernd der Realität entsprechen, helfen, zumal der DDR-Markt mit uniformen Geräten gesättigt ist.

Daß dieser Weg richtig war, bewies die Umfrageauswertung. Natürlich entspricht diese unwissenschaftliche Vorgehensweise keiner fundierten Marktforschungsarbeit. Bedauerlich und unverständlich, daß dies von der Betriebsleitung als nicht notwendig erachtet wird.

Die Befragung ergab auch, daß viele, die ihre Meinung zu Papier brachten, kein Vertrauen in die Produktion von Heimelektronik der DDR haben. Die Ursachen hierfür sind sattsam bekannt.

Anke Kaps

1–4, 3. Umschlagseite  
Ausstellung „Junge Berliner Künstler“,  
August 1989

1

Ensemble

Beate Ehrlich, Andreas Kaps, Michael Marschhauser, Jens Schubring

2

Büromöbelsystem

Karla Richardt

3

Thron, Rabe-Stuhl

Pia und Pitt Heinke

4

Eßtisch-Ensemble

Olaf von Saß

3 Stühle und ein Tisch

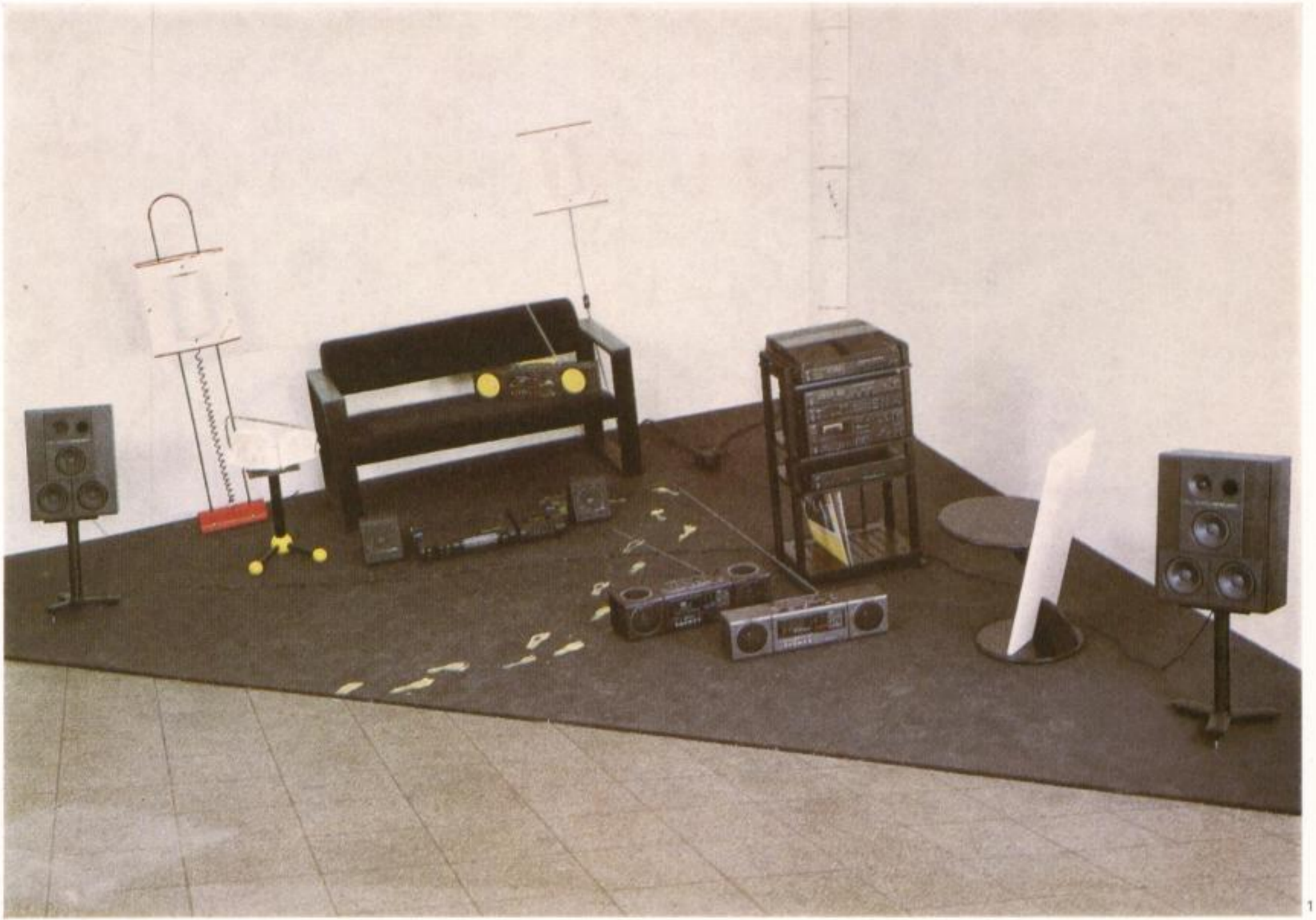
André Nickel

4. Umschlagseite:

Konstellation II

Trak Wendisch











**Thema:**  
„IDEEN FÜR DEN ALLTAG – BEWEGEN, TRANSPORTIEREN, AUFBEWAHREN“

**1. VERANSTALTER**

Veranstalter des Wettbewerbes um den „Preis für Designinnovation“ ist das Designzentrum im Amt für industrielle Formgestaltung. Der Wettbewerb wird alle zwei Jahre zu einem neuen Thema ausgeschrieben.

Das Designzentrum verbindet mit der Wettbewerbsausschreibung die Erwartung auf Produktideen von hoher gestalterischer Qualität, die zur Bereicherung unserer gegenständlichen Kultur beitragen.

Innovative Designangebote sollen anregende und wirksame Impulse für die produktkonkrete Vorlaufarbeit der Industrie geben.

Die Ausstellung der besten Wettbewerbsbeiträge im Designzentrum und deren Publikation dienen der Förderung dieses Anliegens. Zugleich hat jeder interessierte Besucher Gelegenheit, etwas über Spezifik, Möglichkeiten und Ziele des Designs am Beispiel der Exponate zu erfahren. Spezielle Führungen bieten den verschiedenen Interessenten die Möglichkeit, Zusatzinformationen zu erhalten.

**2. WETTBEWERBSZIELE**

Ziel des Wettbewerbes 1990 zum Thema: "Ideen für den Alltag – Bewegen, Transportieren, Aufbewahren" ist es, innovative Designideen für Gebrauchsgegenstände zu erhalten, die die Funktionen Bewegen, Transportieren, Aufbewahren erfüllen oder ermöglichen. Erwartet werden neuartige Lösungen für die einzelnen Funktionen und deren Kombinationen.

Warum sollte das Fahrrad nicht wiederentdeckt oder ein neues Fahrzeug erfunden werden. Zum Beispiel eines, mit dem der Einkauf bequem, sicher und rasch zu transportieren ist und das, wenn es nicht gebraucht wird, wenig Platz in Anspruch nimmt.

Bewegen, Transportieren und Aufbewahren betreffen viele alltägliche Nutzungsprozesse unterschiedlicher Art.

Gestalten für jedes dieser spezifischen Bedürfnisse erfordert besondere Sorgfalt.

So bewegen sich zum Beispiel Kinder gern spielend, ältere oder gehbehinderte Menschen unter besonderen Mühen.

Konstruktive Ausgangspunkte für neue Designlösungen sind vielfältig.

Erneutes Nachdenken über bekannte Prinzipien wie zum Beispiel Klappen, Falten, Reihen, Stapeln und deren neuartige Anwendung bieten Ansätze für Alternativen zu bekannten aufwendigeren Designlösungen.

Die Beteiligung am Wettbewerb bietet Möglichkeiten der besonderen Förderung von Phantasie und konstruktivem gestalterischem Vermögen.

Die besten Designideen werden durch Veröffentlichung in der Ausstellung, in Presse, Rundfunk und Fernsehen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Vielfältige Designideen können eingereicht werden, wenn sie sich in geeigneter Weise auf die genannten Funktionen beziehen.

**3. BEWERTUNG**

Beurteilt werden die Beiträge in Hinsicht auf Nutzerbedürfnisse und gesellschaftliche Erfordernisse.

Dabei werden ökonomische und ökologische Aspekte, zum Beispiel sparsamster Material- und Ressourceneinsatz und angemessene Lebensdauer (zum Beispiel Langlebigkeit) bzw. die Wiederverwendbarkeit der eingesetzten Materialien nach Beendigung des Nutzungsprozesses bedacht.

Die ästhetische Qualität wird als Bestandteil des beabsichtigten Gebrauchswertes beurteilt.

**4. ZULASSUNGS-  
BESTIMMUNGEN**

Am Wettbewerb beteiligen kann sich jeder Bürger, der seinen ständigen Wohnsitz in der DDR hat.

Besonders aufgerufen sind Designer aller Schaffensformen, Fachleute aus allen technisch-konstruktiven Bereichen sowie Studenten der künstlerischen und technischen Hoch- und Fachschulen.

**5. FORM DER BEITRÄGE**

Die Wettbewerbsbeiträge müssen im ideellen Gehalt und in der gestalterischen Umsetzung durch die Jury bewertbar sein.

Zum Wettbewerbsbeitrag gehören:

- Darstellung der Designidee in Form von Zeichnungen, Spritzgrafiken, Mustern, Modellen, Fotos und Diapositiven;
- erklärender Text dazu, so kurz wie möglich und so detailliert wie notwendig, um die Idee beurteilbar zu machen;
- Angaben zur Person (Urheber, Autor), zum Musterschutz und zur Eigenständigkeit der Leistung (gemäß Anlage).



Zur Wahrung der Anonymität des Einreichers bis zur Juryentscheidung sind alle Beiträge mit einer selbstgewählten vierstelligen Zahl zu kennzeichnen.

Angaben zur Person des Einreichers sind in einem geschlossenen Umschlag, der wie der Beitrag gekennzeichnet ist, einzureichen.

## 6. PREISE UND ÖFFENTLICHKEIT

Der „Preis für Designinnovation“ wird vergeben als  
ein 1. Preis 3 000,00 M  
ein 2. Preis 2 500,00 M  
zwei 3. Preise je 2 000,00 M.

Anerkennungen und Sonderpreise bis zu  
5mal 1 000,00 M  
10mal 500,00 M.

Sonderpreise können als Teilnahmeberechtigung an einem Bauhaus-Seminar zur weiteren gestalterischen Bearbeitung der besten Designideen vergeben werden.

Die Jury kann die Preisaufteilung modifizieren.

Die der Juryentscheidung zugrunde liegenden Beiträge werden in einer Ausstellung im Designzentrum im Dezember 1990 der Öffentlichkeit gezeigt. Presse, Rundfunk und Fernsehen werden in einem Pressegespräch und in speziellen Presseführungen informiert.

Die Preisverleihung erfolgt mit der Ausstellungseröffnung.

## 7. VORPRÜFUNG UND JURY

Die Wettbewerbsbeiträge werden im Designzentrum nach Einsendeschluß einer Vorprüfung unterzogen.

Dabei werden die Übereinstimmung mit den Wettbewerbszielen sowie die Vollständigkeit der Einreichung festgestellt.

Die Vorprüfung ist bis zum 30. Juni 1990 abgeschlossen.

Beiträge, die nicht den Wettbewerbsbedingungen entsprechen, werden bis zum 31. August 1990 an die Einreicher zurückgeschickt.

Die Jury wird vom Leiter des Amtes für industrielle Formgestaltung nach Abschluß der Vorprüfung berufen.

Ihr Vorsitzender ist der Leiter des Designzentrums.

Ständige Mitglieder sind Beauftragte des Wettbewerbsausschreibers, des Amtes für Erfindungs- und Patentwesen (AfEP), des Amtes für Standardisierung, Meßwesen und Warenprüfung (ASMW), des Verbandes Bildender Künstler der DDR (VBK-DDR) und der Kammer der Technik (KDT).

## 8. EINREICHUNG VON BEITRÄGEN UND EINSENDESCHLUSS

Wettbewerbsbeiträge sind bis zum 31. Mai 1990 beim Veranstalter einzureichen.

Beiträge, die nach diesem Zeitpunkt oder unvollständig eintreffen, sind nicht am Wettbewerb beteiligt.

Die Postsendungen mit der Aufschrift „Ideen für den Alltag“ sind an folgende Anschrift zu senden:

Amt für industrielle Formgestaltung  
– Designzentrum –  
Breite Straße 11, Berlin, 1020.

## 9. VERBLEIB DER WETTBEWERBS- BETRÄGE

Die Wettbewerbsbeiträge werden innerhalb von vier Wochen nach Ausstellungsende an die Einsender zurückgeschickt.

Über den Ankauf von Wettbewerbsbeiträgen werden unabhängig von der Preisvergabe Vereinbarungen mit den Eigentümern abgeschlossen.

## 10. RÜCKFRAGEN

Persönliche Rückfragen beantwortet das Designzentrum, Abteilung Öffentlichkeitsarbeit, Tel.: 2 00 09 57, App. 44 oder 48.

Postanschrift: Breite Straße 11, Berlin, 1020

Sitz: Clara-Zetkin-Straße 28, Nähe S-Bahnhof Friedrichstraße.

## ANLAGE

Folgende Angaben jedes Wettbewerbsteilnehmers, für jeden Beitrag, gehören zur Wettbewerbsbeteiligung:

Name, Vorname, Alter, Beruf/Tätigkeit, Anschrift des Einsenders (für spätere Rücksendung des Beitrages)

Anschrift des Betriebes (bei betrieblichen Einreichungen), Telefon-Nummer, Musterschutzanmeldung ja/nein, wenn ja, wann, evtl. Reg.-Nr.

Versicherung der Wahrheit:

Hiermit versichere ich, daß der Beitrag ..... von mir/uns  
in selbständiger schöpferischer Arbeit gestaltet wurde.

....., den .....

Unterschrift